

Zeitschrift: Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz

Herausgeber: Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde

Band: 33 (1958)

Heft: 1-2

Artikel: Volkssagen aus dem Fricktal I

Autor: Fricker, Traugott

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-747605>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vorwort zur zweiten Auflage 6. Mai 1959

Seit der 1. Teil der Volkssagen aus dem Fricktal herauskam, sind 25 Jahre verflossen. Von Anfang an wurde der Sammlung reges Interesse entgegengebracht, vor allem von den Schulen und der Jugend, und einzelne Hefte oder gebundene Exemplare wurden aus allen Landesteilen immer wieder verlangt, so dass vor allem das 1. Heft schon einige Zeit vergriffen ist. Infolgedessen hat der Vorstand der Fricktalisch-bad. Vereinigung für Heimatkunde den Unterzeichneten mit einer Neuauflage betraut.

Die zweite Auflage ist in Aufbau und Stoff nicht stark verändert. Es hat sich gezeigt, dass es für das Sammeln von Sagen in unserer Heimat vor 25—30 Jahren höchste Zeit war, denn im modernen Leben nimmt der Mensch immer weniger Zeit zu beschaulichem Erzählen, und das Duftige und Geheimnisvolle der Sagenwelt verblassen immer mehr im Lichte der Scheinwerfer und Neonröhren und geht unter im Geheul der Maschinen und Raketen. Auch verschwinden durch die Güterregulierungen in einzelnen Gemeinden alte Flurnamen, Bäche und Gräben, und die Geister und Gespenster verlieren ihre Schlupfwinkel und ziehen aus. So konnten in den letzten Jahren nur noch wenige Funde gemacht werden. Der alte Bestand wurde in stilistischer Hinsicht durchkämmt, und allzu üppige Ranken und Zweige am Sagenbaum beschnitten, aber auch, wo es nötig war, Ergänzungen angebracht. Historische Stoffe, an deren Inhalt man die schriftliche Quelle zu stark spürt, sowie Volkswitz und Eulenspiegeleien wurden herausgenommen und kommen in gesonderten Kapiteln an den Schluss des letzten Heftes.

Möge diese 2. Auflage eine gute Aufnahme finden und mithelfen, die Liebe zur Heimat und die Verbundenheit mit unserem Volke zu fördern.

Kaisten, im November 1957.

Traugott Fricker.

Zeichenerklärung

- R. I/216 = Rochholz, Schweizersagen aus dem Aargau. 1. Bd. S. 216.
Bi. 35 = Bircher, Programm der Bezirksschule Laufenburg, 1859.
Ra. 24 = Stocker, Rauracia Frick 1859 und 60, S. 24 (im 2. Heft).
J. 36 = Emil Jegge, Heimatkunde von Eiken. S. 36.
F. X. W. = F. X. Wagner, Laufenburg.
Volksmund = Sagen, welche der Herausgeber persönlich sammelte.

Laufenburg

Schlossjungfrau auf der Habsburg

Grau und hart trotzt der eckige Bergfried der alten Habsburg aus Geesträuch und Bäumen. Sein Haupt ist gebrochen, und öde gähnen graue Luken aus dem Gemäuer. Doch unter schattigen Bäumen führen wohlbekiste Fusswege, auf denen sich an heiteren Tagen Kinder und Erwachsene gerne ergehen, und an schönen Sommertagen flattert von seiner Zinne statt des habsburgischen Löwen die Schweizerfahne fröhlich im Wind.

An diesen Mauern klebt Geschichte, und durch die zerbröckelnden Trümmer flüstert die Sage. Sie erzählen von den Schicksalen eines längst vergangenen Geschlechts. Wohl ist der Turm zerspellt, die Kemenate dem Erdboden gleichgemacht, aber noch immer haben nicht alle früheren Bewohner ihre ewige Ruhe gefunden.

In dunkeln Fronfastennächten, wenn der Nachtwind raunend durch die Blätter streicht und alle Wege verlassen träumen, erscheint oben am Rande des Felsens eine Jungfrau in weissem Gewand. Unbeweglich blickt sie auf den Rhein hinunter, und nur ihre langen Haare flattern gespenstig im Wind. In den Händen hält sie, traurig lächelnd, einen mit rotem Wein gefüllten Stauf. Wer sie erlösen will, muss diesen dreimal kredenzen, aber dreimal verwandelt sie sich in fürchterliche Gestalt. Schon viele haben es versucht, aber noch keinem ist das Erlösungswerk gelungen, und so hat auch noch niemand den Schatz gehoben, der schon jahrhundertelang unten in der Tiefe des Berges verborgen ruht.

Vergleiche auch R I/261.

Der Schlossgeist von Laufenburg

Was einem in den drei Nächten vor Karfreitag träumt, das erfüllt sich nach dem Volksglauben. So träumte vor vielen Jahren einst eine arme Frau zu Laufenburg, dass sie auf der Ruine Habsburg am nächsten Freitag, mittags 12 Uhr, einen grossen Schatz heben könne. Und da der

Traum sich dreimal wiederholte, so machte sie sich am besagten Tag auf den Weg zum einsamen Schlossturm. Wie der erste Mittagsschlag von der benachbarten Kirche klingt, durchbebt ein leises Schüttern die Erde, und vor ihren Augen steigt langsam ein grosser russiger Topf aus dem Boden, und oben darauf sitzt eine grosse schwarze Katze mit Feueraugen, wie Pflugsräder so gross. Mit einem Sprung setzt sie sich auf die Erde und funkelt böse mit den Augen. Sofort nähert sich die Frau dem Topfe und hebt den schweren Deckel ab. Doch enttäuscht schlägt sie ihn wieder zu — er ist mit Glasscherben gefüllt. Fauchend und kracchend versinken Katze und Topf in dem Augenblick wieder in der Erde, und die Frau kehrt verdriesslich und nachdenklich heim.

Wie sie andern Tags einem Kapuziner aus dem Klösterlein vor dem Tore begegnet und ihm den Vorfall erzählt, macht er ihr ernstliche Vorwürfe. Wäre sie nicht so zweifelsüchtig gewesen und hätte den Topf mit nach Hause getragen, so würden sich die Scherben in eitel Gold verwandelt haben.

Jene schwarze Katze war der Schlossgeist der Habsburg. Heute zeigt er sich nicht mehr, doch hat er noch in den dreissiger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Zeichen von sich gegeben. In früheren Zeiten wurde von den Grafen von Habsburg-Laufenburg ein Jahrzeit in den Laufenburger Stadtkirche gestiftet; alle Jahre sollte für sie eine Seelenmesse gelesen werden. Als dies nach und nach in Vergessenheit kam, hörte man nachts in der Ruine häufig ein heftiges Schnauben und Stöhnen. Seither liest man die gestiftete Messe wieder, wie es sich gebührt.

Vergleiche auch R II/53.

Weisse Jungfrau am Wasenbrunnen

In alten Zeiten, als noch der Rhein mit ungefesselter Kraft durch den Laufen tobte, floss das Leben in dem mauерumringten Städtchen viel ruhiger als heute. Wenn nachts die letzte Schenktüre zugeschlagen und des Nachtwächters schwerer Schritt durch die Gassen verhällt war, senkte sich tiefe Stille über die Dächer. Nur die mächtigen Brunnen auf den Plätzen und in den Ecken der Stadt murmelten einsam, und aus der Tiefe rauschte der Laufen. In hellen Nächten, wenn der Mond die Dächer blass erhellt und Silberfäden in das plätschernde Wasser wob, erschien beim Wasenbrunnen droben am Tor eine weisse Jungfrau. Deutlich sah man sie auf dem Troge sitzen. In goldenen Wellen fluteten die aufgelösten Haare über ihre blanken Schultern. Vor ihr stand eine Schüssel, und mit einem goldenen Kamm fuhr sie durch die Locken und flocht zwei lange Zöpfe. Niemand wagte, sie in ihrem Mädchengeschäft zu stören. Schweigend erhob sie sich nach kurzer Zeit, ging, das Haupt

leicht gesenkt, mit wiegenden Schritten gassabwärts und verschwand in den brausenden Fluten des Rheines.

Bisweilen, bei trübem Wetter, sitzt sie auch auf den Schüttsteinen der Häuser, gegen den Rhein. Sinnend schaut sie auf das Spiel der Wellen hinab. Auf ihrem Gesicht liegt der Ausdruck unsäglicher Trauer. Was sie da will, weiss niemand zu sagen. Vielleicht trauert sie um den Verlust der goldenen Glocke, die noch unten im Rheine liegt und mit leisem Klingen die Menschen mahnt an längst entschwundenes Glück und vergangene Herrlichkeit.

Vergleiche Bi. S. 58.

Laufensagen

Der schwarze Fischer

Wenn in der heiligen Nacht die Weihnachtskerzen ihren Schimmer auf die jagenden Fluten werfen und die Glocken der beiden Stadtkirchen harmonisch zusammenklingend die frohe Botschaft verkünden, kommt langsam ein dunkler Kahn die Strommitte heruntergeglitten. Im Buge steht aufrecht eine mächtige Gestalt. Ein breitkrempiger Fischerhut deckt den Kopf, und ein langer schwarzer Mantel umflattert den Leib. Geräuschlos zieht er unter der Brücke durch, kein Ruderschlag ist zu vernehmen. Jetzt meinst du, er fahre in den Laufen hinein, doch wie die Erscheinung zum Hügen kommt, sind Kahn und Fischer verschwunden.

Auch bei R. II/319.

Das Wäldermaitli

Eine Stelle im Laufen, wo die Wasser am ärgsten tobten, hiess früher das «Gewild». Aus diesem Strudel hörten Fischer, die nachts einsam dem Salmenfang oblagen, oft ein Jammern wie das Wimmern eines Kindes, oft das Singen und Pfeifen eines übermütigen Mädchens. In manchen Nächten erschien über dem Wasser eine Mädchengestalt, mit Schühut und Puffärmeln, daher nannte man sie das Wäldermaitli. Wenn sie ihre weisse Schürze schwang, sahen die Fischer darin eine zuverlässige Warnung vor bevorstehender Gefahr und verliessen eiligst die Ufer. Die Erscheinung ist der ruhelose Geist einer Kindsmörderin, die einst in der Verzweiflung ihr Kind hier in die Flut schleuderte. Der Strudel hiess daher früher das «Frauenloch».

Auch bei R. II/319.

Laufenburger Feuermann

Eines Abends, beim Einnachten, wollte der Säckinger Fischer Josef Zimmermann mit seinem Weidling vom rechten Rheinufer aus heimfahren. Da bemerkte er drüben beim Schäffigen, da wo heute das Kraftwerk steht, einen Brünnlig, der ihm ständig winkte. Ohne lange zu wählen, schickte er sich in das saure Geschäft, fuhr hin, nahm den unbequemen Gast ins Schiff und ruderte ihn ans jenseitige Ufer. Hier entstieg der Loderer funkensprühend dem Fahrzeug und bot dem Fischer die Rechte zum Abschied. Doch dieser, im Umgang mit solchen Gesellen gewandt, hielt ihm kaltblütig die Schalte hin, und augenblicklich waren alle fünf Finger hineingebrannt. Auch in der Schnauze des Schiffes, wo der Feuermann gesessen, hatte er den Abdruck seines Sitzleders zurückgelassen.

Bei R. I/49.

Fischer Hirt

Einst bei Hochwasser ländete ein alter Flösser bis um Mitternacht Holz drunten am Laufen. Auf einmal erschien hinter ihm ein alter Mann mit zerrissenen Hosen und Schuhen, in einem alten Hut. Auf die Frage, wer er sei, gab er keine Antwort, sondern stellte sich stumm hinter den alten Flösser. Nun erkannte ihn dieser, es war der alte Fischer Hirt. Er fragte ihn, ob er am Hügen Salmen fangen wolle; aber wieder gab der Gefragte keine Antwort, sondern kehrte sich um und schlurfte schweigend fort. Eben wandelte den alten Flösser eine innere Unruhe und Furcht an, da kam eilends ein Schiff den Rhein herunter gefahren, und wie er hinsah, stand darin jener alte Salmenfänger. Die Wogen schleuderten den Weidling mit Wucht gegen die Totenwaag hinein. Vergebens warf der Flösser seinen Haken nach dem Schiff. Der Boden schien sich plötzlich zu teilen, und über ihm schlugen schäumend die Wogen das Schifflein in Stücke. In der Totenwaag wurden alle Leichen emporgeworfen und so lange herumgewirbelt, bis die Toten ihre Sünden abgebüßt hatten.

Bi. II/3.

Flucht von der Burg Oftringen

Vor Zeiten erhob sich auf steilem Felskegel am Laufen, auf der rechten Rheinseite, die Burg Oftringen. Wann sie zerstört wurde, weiss die Geschichte nicht zu berichten. Beim Bau der rechtsrheinischen Eisenbahn wurde der Hügel grösstenteils abgetragen. Zierlich rauscht heute noch an seiner Seite das weisse Geäder des Mühlebaches über die Narben des

Gesteins herunter. In dieser Zwingburg wurden im 13. Jahrhundert nach dem Ueberfall des Aarestädtchens Brugg dessen vornehme Bürger in Gewahrsam gebracht. Hier entsprang, nach der Sage, der tollkühne Bürgi Küfer der Gefangenschaft. Er liess sich an einem Seil auf eine Holunderstaude herab, die damals in den Felsenritzen wucherte, und warf sich von da mit dem Mute der Verzweiflung unterhalb der Stromschnelle in den Strom. Es gelang ihm, das andere Ufer zu erreichen, und von dort eilte er nach seiner Vaterstadt, wo er den bangenden Angehörigen den Aufenthalt der Gefangenen melden konnte.

Volksmund.

Der Laufengeiger

Vor vielen Jahren lebte in Laufenburg der Geiger Johannes Feldmann. Er war vom Schwarzwald hergekommen, und da seine Töne gar bald das Herz der Margareta Straubhar bewegten, warb er um ihre Hand, und erhielt sie und damit den Titel eines Stadthintersassen. Jetzt sollte er des neuen Amtes walten, das ihm damit offen geworden war, nämlich, er hatte beim Hochamt in der Kirche den Tusch zu blasen und die Orgel zu schlagen. Allein, ehe er die neue Geige stimmte, spielte er, wie man erzählt, lieber noch einen Tanz auf der alten, und so fand Feldmann immer noch den Weg zur Kirchweih leichter als zur Kirche.

Einmal wäre ihm dies beinahe übel bekommen. Als er spät nach Mitternacht von einem Nachbardorfe heimkehrte, stiess er im Wald auf eine Gesellschaft vornehmer Damen und Herren, die schmausend und zechend an einer gedeckten Tafel sassen. Diese nötigten den Geiger, ihnen eins aufzuspielen. Obwohl dieser das Begehr von so hochadeli gen Leuten und an einem so unschicklichen Ort höchst unziemlich fand, wagte er doch nicht, die Bitte abzuschlagen, und so geigte er stundenlang drauflos. Endlich war er müde und wollte heim ins Bett, jedoch die Gesellschaft hatte sich noch nicht satt getanzt und verlangte einen neuen Walzer. Er musste abermals gehorchen, aber pfiffig, wie ein Musikant allzeit ist, stimmte er jetzt den Englischen Gruss an. Im gleichen Augenblick schnurrte die ganze gepuderte Gesellschaft unter lautem Zorneschrei in die Luft, und Feldmann fand sich, statt an vollbesetzter Tafel, unter dem Galgen auf dem Kaisterfeld. Als er zu Hause den Grund seines langen Ausbleibens angeben sollte und von der Geschichte zu plaudern anfing, entlief ihm sein Weib und war um kein Gut der Welt mehr zu ihm zu bringen.

Einige Zeit später spielte er bei einer Hochzeit in Etzgen zum Tanze auf. Es war eben Pflingsten, und es gab Wein mehr als genug. Zu später Nachtstunde machte sich der Geiger mit schwerem Kopf und müden Beinen auf den Heimweg. Als er an den Rhein hinunterkam, schwankte dort

ein leichter Weidling am Ufer. Das schien dem späten Wanderer eine willkommene Gelegenheit, den langen Heimweg zu kürzen. Rasch ent-schlossen löste er die Kette und schwang sich hinein. Der Kahn trieb langsam der Mitte zu. Feldmann nickte ein und entschlief. Der Kahn glitt gerade bei Stadenhausen vorüber, als der Geiger erwachte und es geraten fand, alsbald zu landen. Aber mit Schrecken bemerkte er, dass das Boot ohne Ruder war. Nichts lag darin als seine Geige. Zudem war gerade Pfingsten, die Zeit, wo der Rhein die grösste Wassermenge führte und der Laufen am ärgsten tobte. Was half da alles Nachdenken? Pfeilgeswind und mitten im Zuge schoss jetzt der Weidling auf die Brücke zu. Ueberall war es finster, keine Seele am Ufer, kein einziges Licht in all den Fenstern gegen den Fluss. Erbärmlich schrie er um Hilfe; aber wer hätte ihn hören können? Nur droben im hochgebauten Pfarrhaus war der greise Pfarrer Gretler noch wach. Er glaubte drunten auf dem Rhein eine händeringende Gestalt zu erblicken und ahnte ein Unglück; und da hier keine Rettung mehr möglich war, so betete er für den Unbe-kannten und erteilte ihm von Herzen die priesterliche Absolution.

Jetzt stiess der Weidling unten ans steinerne Brückenjoch und ward in zwei Teile zerschellt; auf dem einen hielt sich Feldmann halb bewusst-los, und fort ging's, hinunter in den Laufen. Gerade neben der grossen Hauptwelle, vorbei an der Scharfen Eck, fuhr er bei der Totenwaag an und wurde unversehrt ausgeworfen. Als die Betäubung wich, lag der Geiger neben dem halben Weidling und der Geige auf dem Gestein. An den aufgehäuften Flossbäumen erkannte er, wo er sich befand; jetzt war er daheim und nüchtern auch. Er nahm seine Geige und stieg über die Stämme aufwärts bis zu des Sulzers Waag. Im «Wilden Mann» klopfte er die Wirtsleute heraus, erzählte ihnen seine Geschichte und trank eine halbe Mass Wein dazu. Dieses Erlebnis hat ihm den Namen «Laufengei-ger» eingetragen. Jedesmal, wenn er später wieder einmal zu tief ins Glas guckte, neckten ihn die Leute: «Nicht wahr, Laufengeigerlein, auf-spielen ist keine Kunst, aber aufhören.» Volksmund, F.X.W, R. II/319.

Der Schwertlimann

Von seiner ehemaligen starken Befestigung hat Laufenburg, ausser der Ruine auf dem Schlossberg, heute noch ein Stück der Ringmauer und zwei Türme, den breiten, massigen Wasenturm und den schlanken Schwertlisturm bewahrt. Der letztere verdankt seinen Namen einer Wind-fahne, die sich auf seiner Spitze dreht und einen Landsknecht mit ge-zücktem Schwert darstellt.

Zur Zeit des dreissigjährigen Krieges wurde Laufenburg einmal von den Schweden belagert. Zelt an Zelt reihte sich vor den Mauern. Tag und

Nacht erzitterte die Luft vom Gebrüll der Kanonen und vom Rasseln der Sturmleitern. Doch gelang es dem Feind nicht, in die Stadt zu kommen. Noch bevor man den entscheidenden Sturm wagen konnte, brach im Lager eine Meuterei aus, bei welcher dem Schwedenkönig das Haupt abgeschlagen wurde. Schleunigst hoben nun die Schweden die Belagerung auf und zogen fluchtartig aus der Gegend. Die Laufenburger aber liessen in der Folge auf ihrem westlichsten Turm zur Erinnerung jenen Mann errichten. Dieser ward im Anfang ohne Kopf dargestellt. Als aber der Spott der Nachbarorte Lust zeigte, daraus ein Stadtwahrzeichen zu machen und Schlüsse zu ziehen auf die Köpfe der Einwohner, liess der hohe Magistrat die Figur schleunigst wieder herunternehmen und mit einem Haupte versehen, und seither dreht sich der Mann wieder lustig nach allen Winden.

R. II/375.

Vom Laufenburger Narrokleid

Zur Fastnachtszeit ist es in den vier Waldstädten wie anderswo am Rhein stets hoch hergegangen. Auch in der Stadt der Fischer und Flösser suchte man seit altersher durch tolle Lustigkeit das Tosen des Laufens noch zu überbieten. Den Höhepunkt bilden heute noch das Narrenlaufen am Fastnachtsdienstag. Da ziehen vermummte Gestalten mit greulichen Holzlarven vor dem Gesicht, in Kleidern, geschmückt mit aufgenähten bunten Tuchstücken, sogenannten «Bletzli», hüpfend und springend durch die alten Gassen. In den Händen schwingen sie derbe Knüttel, und auf dem Rücken baumeln mächtige Säcke. Aus diesen werfen sie Aepfel, Nüsse, Würste, Wecken und andere Esswaren unter die ihnen zu hunderten folgenden Kinderscharen, die aus der Stadt, aus dem Fricktal und aus dem Schwarzwald an diesem Tage herbeigeströmt sind. Es ist die Zunft der Narronen, welche diesen Brauch heute noch übt, die frühere Fischerzunft. Von Zeit zu Zeit ertönt aus den Kinderkehlen der alte Narrenkanon:

«Es hocke drei Narre
ufs Hänselis Chare.
Wie lache die Narre,
Narri Narro!»

Und wieder hagelt es Nüsse über die Scharen und die Kinder springen wie die Fische aus der Flut darnach, purzeln, überkugeln sich, schreien und raufen am Boden miteinander. Ein alter Volksbrauch hat sich hier in seiner derben Lustigkeit erhalten.

Im Jahre 1386 hatte der letzte Graf, Hans der IV., der lustige Hänsli, Stadt und Herrschaft Laufenburg an Oesterreich verkauft. Um nun die Anhänglichkeit an das neue Herrscherhaus zu sichern, bestätigte Herzog

Leopold der Stadt alle bisherigen Rechte und Freiheiten und gestattete ausserdem den neuen Untertanen einen besonderen Wunsch. Nach langer Beratung traten die Laufenburger mit der bescheidenen Bitte vor den Herzog, er möge ihnen ein Ehrenkleid gewähren, das sie vor allen andern Städten unterscheide. Leopold gewährte die Bitte und überliess die Ausführung dem Kunstsinn seiner Gemahlin und ihrer Frauen, welche damals auf dem Stein zu Baden weilten. Nach einiger Zeit brachte ein Bote eine versiegelte Truhe nach Laufenburg, und als diese vom Bürgermeister im Beisein der Stadtväter geöffnet wurde, war darin wohl eingepackt ein Kleid aus hundert «Bletzen» zusammengesetzt, das Ehrenkleid der Stadt. In der Folge wurde es zum Gewande des Narronen.

Volksmund, A. Joos.

Larve rettet das Leben

Einst, zur Fastnachtzeit, ritt der trinkfeste Graf Hänslin von Habsburg-Laufenburg im Gewande des Narronen, die Holzlarve vor dem Gesicht, hoch zu Ross über die Brücke zu Laufenburg, um in der «mindern Stadt» am Narrenlaufe teilzunehmen. Mitten auf der Brücke wurde der Hengst plötzlich scheu, bäumte sich hochauf und warf den Ritter ab. Dieser flog gegen den Rhein und wäre beinahe in den Fluss gestürzt. Glücklicherweise schlug er aber mit dem Kinn an das Geländer und konnte sich dort anklammern. So kam er mit einigen Schürfungen davon, die Larve aber zeigte am Kinn einen tiefen Riess. Sie hatte ihm das Leben gerettet. Sie vererbte sich durch viele Generationen und wird heute noch von einem alten Bürgergeschlecht mit Stolz an der Fastnacht getragen.

Volksmund, A. Z.

Die beiden Lebenslichter

In Laufenburg lag einst eine alte Frau im Sterben. Als ihr Ende kam, sah man auf ihrem Nachttischchen plötzlich zwei schöne Lichtlein aufleuchten. Nachdem sie eine Zeitlang gebrannt hatten, verlöschte das eine und bald darauf auch das andere. Zur gleichen Zeit schloss auch die sterbende Frau die Augen für immer. Als man nun ihre im Schwabenlande wohnende Schwester benachrichtigen wollte, begegneten sich die Boten unterwegs. Die Schwester war in dem Moment gestorben, als das erste Lebenslicht erlosch.

Nach R. I/37

Hexentanz im Blauen

In der Gemarkung von Laufenburg, unterhalb des Kaisterkopfes, liegt ein Wiesengelände, das den Flurnamen «im Blauen» trägt. Vor Jahrhunderten stand dort, als im Fricktal noch die Eisenindustrie blühte, ein Hochofen, «Blaihen» genannt; daher stammt wohl der Name. Dieses nachts verlassene Gebiet haben sich die Hexen für ihre Zusammenkünfte erwählt. In dunklen Nächten führen sie auf dem Rasen ihre höllischen, wüsten Tänze auf. Kein Mensch erblickt sie, nur ein grosser Ring, auf dem kein Gras mehr wächst, zeugt am Tag von ihrem mitternächtlichen Treiben.

Einst, an einem schönen Sommertage, ging ein geistlicher Herr von Laufenburg in der Abenddämmerung spazieren. Ahnungslos schritt er über jenen Ring, als auf einmal, unter lautem Hohngelächter, eine Lichtschere aus grosser Höhe auf ihn herabfiel und ihm trotz des Lederkäppchens so tief in den Kopf eindrang, dass er mehrere Wochen an der Wunde zu heilen hatte.

Vergleiche R. II/174.

Bann am Geissenweg

Am Geissenweg, an der Ziegelhütte vorbei, hatten früher die Kapuziner jeweils ihre Frucht austreten lassen. Nach ihrem Wegzug erblickte man nachts den Weg oft mit Spreuern bedeckt, die tags immer wieder verschwanden. Dort blieb jeder, der in den nahen Wald gehen wollte um zu freveln, festgebannt und konnte wohl zurück, aber nicht mehr vorwärtskommen.

Bi.

Die ungetreue Magd

Vor vielen Jahren lebte in der Stadt eine Witwe, still und zurückgezogen. Seit dem Tode ihres Mannes pflegte sie besonders die Tugend der Mildtätigkeit. Kein Bettler und kein Bedrängter ging ohne eine milde Gabe von ihrer Schwelle weg, und reiche Spenden flossen täglich in die Hütten der Armen. Wie sie nun alt und krank geworden war, nahm sie eine Magd zu sich, die für sie die Almosen verteilen sollte. Allein die ungetreue Dienerin gab die schönen Gaben nicht an Dürftige ab, sondern behielt das meiste für sich und verwahrte es in einem grossen Kasten.

Als sie eines Tages wieder eine schöne Summe zu ihrem Schatze legen wollte, fuhr sie mit gellem Schrei zurück. Aus dem Innern des Kastens glotzten ekle Kröten und züngelten böse Nattern, und eine hohle Stimme

drohte: «Noch bei lebendigem Leibe wirst du von diesen Tieren verzehrt werden.»

Die Magd starb am andern Tage, und kein Arzt konnte die Todesursache finden.

Die Witwe liess den Kasten verschliessen, und erst nach langen Jahren, als sie gestorben war, wurde er von den Erben geöffnet; da flog eine schneeweisse Taube heraus.

Nach R. II/47.

Kröten werden zu Goldstücken

So oft der Fuhrmann Peter Schmied von Laufenburg nach Basel fahren sollte, und das geschah jede Woche, lag ihm sein Weib mit der Bitte in den Ohren, er solle ihr doch einmal ein Marktgeschenk heimbringen. Er war aber kein gar gefälliger Ehemann und hielt am allerwenigsten auf die Liebhabereien der Frau, die seine Kasse anstrengten. Endlich sagte er aber doch zu, als sie ihm seine eigenen Wirtshausschwächen vorhielt und die Drohung zu hören gab, dass sie ihn das nächste Mal, wenn er wieder zu lange beim neuen Weine versäume, gar nicht mehr ins Haus einlassen werde.

Solche deutlichen Erklärungen hatte es zwar schon öfters abgesetzt, aber noch immer war der Marktkram nicht eingekauft. Eben befand sich unser Schmied wieder auf der Rückfahrt nach Laufenburg, und wiederum verspätet, erreichte er jetzt Sisseln. Es war eine mondhelle Frühlingsnacht und jedes Blatt am Boden zu erkennen. Da sah er am Kreuzweg beim Dorfe eine ganze Partie Frösche durcheinander hüpfen, als ob man sie dressiert hätte. Wie die Gedanken so sonderbar laufen, erschien ihm zwar diese grosse Menge von Tieren wohl wunderlich, aber zugleich erinnerte er sich auch des abermals vergessenen Basler Geschenkes. Da schien es ihm ein lustiger Einfall, ein halbes Dutzend dieser Frösche in den Sack zu tun und sie daheim statt des Marktkrames zu übergeben. Das müsste, dachte er mit Lächeln, einen solchen Schrecken absetzen, dass er aller kostspieligen Zumutungen inskünftig bestimmt enthoben bliebe. Gedacht, getan. Sechs fette Stück, die sich leicht fangen liessen, waren bald in einem Zwilchsacke, und fest zugebunden wurde dieser in den Wagen geworfen.

So spät er heute auch heimkam, so war diesmal die Frau doch freundlich und fragte schon vom Fenster herab, ob er ihr das Versprochene mitbringe. «Ei freilich», war die Antwort, «komm nur herab und hol's selber, im Sacke liegt's wohlverwahrt, dahinten im Wagen». Treppab und treppauf springt nun das Weib und sucht droben beim Licht den festverschnürten Sack aufzuknüpfen; während sich ihr Mann noch drunten mit der Fuhrer zu schaffen macht, um ja dem kommenden Spektakel auszu-

weichen. Jetzt war der Sack offen, die Neugier liess keine Zeit, erst hineinzugreifen, sie schüttelte ihn, wie er war, auf den grossen Tisch aus. Welche Freude! Einen so kostbaren Marktkram hatte sie nie erhofft: ein halbes Dutzend gewichtiger Goldstücke rollten auf den Tisch, als wenn sie eben funkelnagelneu aus der Münze kämen. Während das Weib sie beäugelte, trat der Fuhrmann zur Stube herein und wollte kaum seinem Weibe, geschweige sich selbst trauen, als er sah und erfuhr, in welche Goldfuchse sich die hässlichen Kröten verwandelt hätten. Nun ward ihm eine vollständige Verzeihung zuteil, und dass diese nachhaltig zwischen den beiden Eheleuten gewesen ist, wussten Leute zu erzählen, die den Schmied und seine Frau noch wohl gekannt hatten.

(J. A. Rueb, Laufenburg, Rochholz 2. Bd. Seite 48)

Schatzhütende Kröte

Ein Bürger von Laufenburg holte einst zur Fronfastenzeit Holz in dem engen, waldreichen Tale des Andelsbaches, zwischen Laufenburg und Binzgen. Um die heisse Mittagszeit kehrte er mit einer schweren Bürde heimzu. Müde und erhitzt setzte er unterwegs seine Last auf einem bröckelnden Mauerrest ab und warf sich erschöpft in den Schatten einer benachbarten Eiche. Wie er müde vor sich hinblinzelt, bemerkt er, wie auf einmal neben ihm aus dem Boden Kohlen hervorbrechen. Wie der Haufen ungefähr die Grösse eines Korbes erreicht hat, erscheint darauf eine sich gewaltig ausspreizende Kröte, die ihn mit runden Feueraugen unbeweglich anglotzt. Unverwandt staunt der Mann die seltsame Erscheinung an, bis plötzlich, wie sie gekommen, Kohlen und Kröte wieder im Boden versinken.

Als der Mann mit seiner Last heimkam, erzählte er die Begebenheit allenthalben, und bald vernahm er, was es mit der Erscheinung für eine Bewandtnis habe. Vor 200 Jahren waren in jener Gegend Hammerwerke, und daselbst soll viel Geld vergraben liegen. Der Mann hätte sich der Kohlen und der Kröte bemächtigen sollen, denn das sei ein Haufen Gold gewesen, und den Bösen, der ihn in Gestalt einer Kröte behütete, hätte man leicht vertreiben können. Der Mann hatte eine Gelegenheit, reich zu werden, verpasst.

Vergleiche R. II/48.

Der nächtliche Güterwagen bei Laufenburg

In der Fronfastenzeit, um Mitternacht, fährt beim Rank zu Klein-Laufenburg die Steig zur Kirche hinauf ein Güterwagen mit 12 Rossen und zwei Fuhrleuten, so schwer beladen, dass die Räder knarren und die

Kieselsteine zu Mehl zerdrückt und zerrieben werden. Die Pferde schnauben und stampfen, und fortwährend hört man die Fuhrleute rufen: «Hüst, hott, hüst, hott!» Will aber jemand herzueilen, um zu helfen oder zu raten, so ist nichts mehr zu sehen und alles wieder still. Bi. 40.

Der Goldstrudel bei Laufenburg

Den Weg hinauf zur Kirche von Klein-Laufenburg ging einst eine arme Frau. Wie sie vor sich hin auf den Boden blickte, sah sie unter dem Gestein plötzlich etwas hervorwallen und sprudeln und glänzen wie Gold. Voll Verwunderung rief sie: «Ei, was ist das?!» und steckte die Hände hinein, um möglichst viel in die Schürze hineinzuscharren, aber da versiegte augenblicklich der Goldquell, und jede Spur war verschwunden; nur drei Stück blieben am Schurzband hängen, und damit hoffte sie, wenigstens ihren Kindern eine Freude zu machen; sie nahm sie also mit und trat den Rückweg an. Die Kinder hatten wirklich Freude an den glänzenden Dingern, rollten sie auf dem Stubenboden herum und riefen dem Vater zu, als dieser hereintrat: «Schau, Vater, was für schöne Spielsachen uns die Mutter gebracht hat!» «Ja, ja», sagte der Vater, nachdem er die uralten Goldstücke mit unbekannten Wappen betrachtet hatte, «das sind freilich schöne Spielsachen, hätte die Mutter drei Brosamen in den Strudel geworfen und statt der einfältigen Worte „Ei, was ist au das!“, die drei höchsten Namen dabei genannt, so wär der ganze Schatz ihr zuteil geworden. Nun muss er droben unter der Kirche noch, Gott weiss wie lang, unbenutzt liegen bleiben.» Die Kleinen machten wohl grosse Augen, aber sie verstanden des Vaters Rede nicht. Bi. 39.

Kaisten

Wasserjungfern am Kaisterbach

«Die alte Strasse» wurde früher ein Flurweg benannt, der sich etwa 200 m südlich der heutigen Bahnlinie hinzog. Flurname und Weg sind heute verschwunden. Nur gegen den Kaisterbach führt an dieser Stelle noch ein Fahrweg durch einen tiefen Einschnitt und verliert sich unten in den Wiesen. Durch dieses Tobel führte noch anfangs des letzten Jahrhunderts die Rheintalstrasse nach Laufenburg. Zur Bewässerung der Wiesen, die am Hange gegen den Bach liegen, bestand noch in den Neun-

zigerjahren ein Wassergraben, der südlich, in der Nähe des Dorfes, den Bach anschnitt und in einem System von Känneln endete, welche an dieser Stelle auf drei Meter hohen Jochen über den Einschnitt geführt wurden.

Hier hausten die Wasserjungfern, weibliche Wesen mit langen flächsernen Haaren und flatternden, durchscheinenden Gewändern. Wer ihnen in der Dunkelheit begegnete, den verfolgten sie und griffen mit langen Krallenfingern nach ihm.

Vor Jahren spielten einst Knaben an einem Sommersonntag in der Dämmerung in jener Gegend. Einer erstieg schliesslich kühn den Kännel und ging darauf Schritt für Schritt vorwärts. Auf einmal gellte ein furchtbarer Schrei durch die Stille: «Die Wasserjungfern!» Der Knabe wollte, ausser sich vor Schrecken, fliehen, aber er glitschte aus und stürzte etwa 3 Meter tief zu Boden, wo er mit gebrochenem Genick liegen blieb. Die Wasserjungfern hatten ihn geholt. Volksmund.

Kindlibrunnen auf dem Homberg

Verborgen in geheimnisvollem Waldesdunkel sprudelt auf dem Homberg bei Kaisten eine Quelle. Sie führt milchweisses Wasser, als Nahrungsquelle für die kleinen, noch nicht erwachten Kinderseelen, die dort noch im Herzen der Erde schlummern und deren Wimmern man zuzeiten vernehmen kann. Bei dieser Quelle liegen grosse Schätze vergraben. Schon manchen wandelte die Lust an, sie zu heben, aber noch keinem ist es gelungen. So ging auch einmal ein Bursche in der hl. Weihnachtszeit gegen Mitternacht auf den Homberg und wartete auf den Schatz, der aus der Tiefe der Quelle aufsteigen sollte.

Wie im entfernten Dorfe die Kirchenuhr zu schlagen anfing, wurde es im Gehölz lebendig. Hunde durchstreiften bellend die Büsche, Hörner gellten, und grüngekleidete Jäger erschienen bei der Quelle, umringten sie und fragten den Burschen, ob hier nicht jemand vorübergegangen sei. Dieser schwieg, denn er wusste, dass der geringste Laut seine Hoffnungen zerstören würde. Endlich aber wandelte ihn doch eine unbeschreibliche Angst an, und er war froh, als zufällig eine Lücke im Ring entstand und er hinausschlüpfen und entfliehen konnte. Volksmund. Bi. 38.

Der Tüttigrabenhund

Vom Heuberg herunter zieht sich ein tief eingeschnittenes Tobel durch das Wiesengelände, der Tüttigraben. Gebüsch und Wald decken ihn geheimnisvoll zu, und in seiner Tiefe plätschert ein dünnes Wässerlein von Stein

zu Stein, bei anhaltendem Regen kann aber daraus ein reissender Bergbach werden, der schon oft üble Verheerungen angerichtet hat. Aus diesen Klüften bricht zu Zeiten ein fast mannshoher Hund hervor. Sein Fell ist tiefschwarz, und seine Augen glühen wie Kohlen. Ihm voraus geht ein Rauschen wie das eines angeschwollenen Baches, oder wie wenn eine Herde Tiere durch dürres Laub rascheln würde. Sein Weg ist immer der gleiche, und nie weicht er davon ab; würde er verbaut, es gäbe Unglück. In Ober-Kaisten kommt er durch einen Schopf und folgt dann dem Bach bis nach Kaisten und trabt weiter talabwärts bis zur fernen Möhliner Höhe.

An einem mondhellten Sommerabend sassen einmal einige Nachbarn in Ober-Kaisten, gemütlich plaudernd und tubäkelnd, vor einem Hause beisammen. Auf einmal erhob sich, bei völliger Windstille, ein gewaltiges Rauschen, als ob der ganze Graben voll Wasser daherkäme. Kurze Zeit darauf erscheint auch der Hund. Gemächlich trabt er mit eingezogenem Schwanz durch den benachbarten Schopf und hart an den vor Schrecken starren Leuten vorbei, und seine Augen gleissen unheimlich im Dunkel.

Auch zwei Burschen kroch es eiskalt den Rücken hinauf, als sie, vom Kiltgang heimkehrend, den Hund auf der Treppe vor dem Pfarrhause sahen. Dort lag er langausgestreckt vor der Türe, und seine Augen funkelten böse. Wortlos bekreuzten sich die Beiden und schritten vorüber, und es geschah ihnen weiter nichts.

Spassen liess sich aber nicht mit dem Hund. Das erfuhr der alte Schneider Weiss von Ober-Kaisten. An einem kalten Wintertage war dieser auf der Stör im Dorf. Am Abend, vor dem Heimgehen, schenkte man ihm noch ein Schnäpslein oder zwei ein und kam im Laufe des Gesprächs auch auf den Gespensterhund zu reden, von dem der Schneider allerlei zu erzählen wusste. Weiss, dem sein Schneidermut durch den wärmenden Schnaps gewaltig gestiegen war, behauptete, er werde dem Tier, wenn es ihm wieder begegne, mit dem Ellstecken gewaltig über die Ohren hauen. Da es unterdessen spät geworden war, machte sich der Handwerksmann auf den Heimweg. Gemächlich schritt er seinem Weiler zu. Wie er zur Kaistelbrücke kam, vernahm er urplötzlich ein Rauschen. Unser Schneider hatte die Geschichte schon wieder vergessen und glaubte nichts anderes, als der Bach bringe Hochwasser, und floh einige Schritte in den Acker hinauf. Doch wie aus dem Boden gewachsen stand auf einmal der Hund neben ihm. Der Schneider erinnerte sich seiner Worte, nahm allen Mut zusammen und stiess dem Gespenst mit dem Ellstecken leicht in die Weichen. Ohne eine Miene zu verziehen trabte dieses vorüber. Der Schneider aber war von der Stunde an stockheiser und vermochte seiner Lebtag kein lautes Wort mehr hervorzubringen.

Auch in Menschengestalt soll sich das Gespenst schon gezeigt haben. Das erfuhr ein heute längst verstorbener Bauer, der im Heuet früh um

3 Uhr in der Nähe des Grabens mähte. Wie er sich umsah, stand ein hochgewachsener Man im grauen Fäckenfrack, einen Dreispitz in die Stirne gedrückt, hinter ihm. Dieser schritt wortlos einer Mahde nach und verschwand gegen den Graben, und nach einiger Zeit tönte von dort her das bekannte Rauschen wie beim grössten Gewitter. Volksmund.

Kobold im Hard

Eine breite Landstrasse führt von Laufenburg durch den weiten Hardwald nach Sisseln. Kaum ist sie in den Wald eingetreten, so überquert sie einen Graben, der in der Richtung Süd—Nord zur alten Murger Fähre hinunterführt, wo man vor Zeiten ins badische Dorf Murg übersetzen konnte. Der Fuhrmann, der früher spät mit seinem Fuhrwerk Laufenburg zustrebte, beeilte sich, noch vor Einbruch der Dunkelheit hier vorbeizukommen, denn gar oft wollten die Pferde nicht mehr von der Stelle, bis er in den drei höchsten Namen drei Brosamen rückwärts über die Schulter warf. Auch der verspätete Wanderer hörte Schritte hinter sich, und wenn er sich rückwärts wandte, war weit und breit niemand zu sehen. In der ganzen Umgebung hauste ein Kobold.

Zur Nachtzeit im Quatember strebte einst ein Murger Müllerbursche auf einem Waldweg von Kaisten her der Fähre zu. Wie er bei der Brücke die Strasse kreuzte, sass ihm plötzlich etwas im Rücken und ritt und zwickte ihn. Als er zum Fahrhäuschen herunterkam, war der Spuk plötzlich verschwunden, doch von einer Linde herab schallte ein gellendes, höhnisches Gelächter. Der Knecht aber starb kurze Zeit darauf.

Auch der Fährmann drüben im Dorf wurde häufig genarrt. Oft vernahm er vom hohen Ufer herab den Ruf «Hol über», und hatte auch deutlich jemand herabsteigen sehen, doch wenn er herangerudert kam, war keine Seele zu erblicken, und nur von einer Linde herab klang höhnisches Kichern.

R. II/71.

Das Bachpflätscherli

Im Kaister Dorfbach hält sich das sogenannte Bachpflätscherli auf, ein Hündchen mit feurigen Augen. Einst sah es ein Bürger von Kaisten, als er nachts über die Dorfbrücke ging, und lockte es, jedoch umsonst. Wie er aber zu seinem Hause kam, vor welchem ein Brunnen sprudelte, stand da ein grosser schwarzer Mann und wusch seine Hände. Der Bauer hatte aber keine Lust ihn anzureden, sondern ging still und ruhig vorbei und war froh, als er die Haustüre hinter sich geschlossen hatte.

Vergleiche Bi. 39.

Der Goldwanner im Hardwalde

Wenn man am Karfreitag mit einem unschuldigen Kinde durch Wald und Feld und Gebirge hinwandelt, und es liegt irgendwo ein goldener Schatz verborgen, so entdeckt ihn das Unschuldsauge des Kindes. Ein blutarmer Mann aus Kaisten ging einst mit seinem achtjährigen Knaben in den Hardwald, um dürres Holz zu sammeln. «Such dir da eine rechte Bürde zusammen», sagte der Vater, dem Knaben die Wangen streichelnd, «ich will inzwischen in der Nähe dürre Aeste von den Tannen brechen. Die Mutter wird sich freuen, wenn ich ihr dann deinen Haufen zeige.» Der Vater ging. Während der Kleine nun nach dürren Reisern suchte, stand plötzlich ein fremder Mann vor ihm, der eine Wanne hatte und blankes Gold darin wannte. Der Knabe schaute verwundert zu und meinte, es wären Perlen wie am Rosenkranz der Mutter, und hob so viele auf, als dem fremden Mann wie Spreu und taube Aehren aus seiner Wanne auf die Erde fielen, Die nahm es in sein Röcklein und eilte dem Vater zu. Wie der die schimmernden Goldstücke erblickte und hörte, was der Knabe gesehen, sagte er: «Geh, hol noch mehr, ich will auch mit dir kommen.» Sie suchten lange vergebens, der Goldwanner war nirgends mehr zu finden.

Bi. 56

Kinzhaldenjoggeli

Wo das Münster von Säckingen seine schlanken Türme wie Schwarzwaldtannen zum Himmel reckt, dehnt sich auf der linken Seite des Rheines eine weite Ebene, das Sisslerfeld. Dieses wird überragt von einer steil aufwuchtenden Bergkuppe, dem Kinz. Wie ein vor dem Zeichen des Kreuzes versteinerter Drache hebt er seinen waldigen Kopf aus der Ebene, und rückwärts zieht sich sein in Zuckungen erstarrter Leib bis gegen das Dorf Kaisten hin. Wie der Zipfel eines Bahrtuches fliesst von seiner Seite der weite Hardwald bis zum Rhein. Hier springen am Tag die sehnigen Rehe, dampfen die Züge und flitzen auf spiegelglatter Strasse die Autos. Doch wenn die Nacht aus dem dämmernden Strome ihr müdes Haupt erhebt, dann erstirbt das fröhliche Leben, die Wege veröden, und die Tiere ziehen sich scheu in ihre Verstecke zurück.

Auf einmal ertönt aus unbestimmter Ferne ein Ruf: «Huhu» — dann näher, vom Kinzkopf her: «Huhu — huhuu —», immer näher, und auf einmal beginnt ein Rauschen im Geäst der Waldbäume, als ob ein Orkan über sie hinbrause, und doch bleiben die Aeste ruhig wie bei der grössten Windstille. Und nun — den späten Wanderer ergreift geheimer Schauer — gerade über ihm, im Geäst der Wetteranne, ertönt der schauerliche Ruf: «Huhu —», und darauf folgt ein prasselndes Gelächter. Er schreit auf, die Haare sträuben sich auf seinem Kopfe, und sinnlos stürmt

er davon, ohne Weg, ohne Ziel, nur die grauenhafte Angst im Herzen. Hinter ihm ertönt immer wieder der schreckliche Ruf. Er rennt durch dick und dünn, durch Gestrüpp, Dornen, Sumpf, stolpert über Gräben, immer hinter ihm das höhnische Gelächter. So wird er die ganze Nacht gejagt, und erst, wenn von Kaisten her das Betzeitglöcklein den Tag verkündet, verschwindet der unheimliche Spuk.

Das ist der Kinzhaldenjoggeli. In Kaisten, Sisseln und Eiken weiss man genug von ihm zu erzählen.

Nach der Sage ist es die büssende Seele eines Bauern aus Kaisten namens Winter, und es gibt heute noch Leute, die sein Haus genau kennen wollen. Er war früher ein reicher Bauer; 4 Steinhäuser in der Gemeinde gehörten ihm. Aber dennoch hatte er nicht genug. Er pflügte den Nachbarn die Grenzfurchen weg und mähte im Heuet über die Grenze seiner Wiesen, und in der Ernte stahl er die aufgeschoberten Zehntgarben. Er war auch ein arger Schnapstrinker, ein Flucher und Schwörer. Sonntags dengelte er seine Sensen, während andere Leute zur Kirche gingen, oder er fuhr mit dem Wagen aufs Feld. Trotz seines liederlichen Lebens wusste er sich aber dennoch bei der Obrigkeit einzuschmeicheln, so dass er von dieser als Untervogt über Eiken gesetzt wurde. Als solcher missbrauchte er seine Gewalt auf das unbarmherzigste. Junge Leute, deren Aecker ihm in die Augen stachen, übergab er den Werbern, und diese wussten sie schon in die hintersten Winkel bis in die Türkei hinein zu schieben, so dass sie ihrer Lebtag das Fricktal und den grünen Rhein nicht mehr sahen. Aeltere Leute, die er nicht verhandeln konnte, behexte er, so dass sie irrsinnig wurden und ins Wasser sprangen, dann wurde der Vogt Verwalter ihrer Hinterlassenschaft.

So hatte er einmal während einer Hungersnot einen Familienvater an die Werber verhandelt. Der arme Mann wusste in der Verzweiflung für sich und die Seinigen keinen Rat mehr und beging eine schreckliche Tat. Er stürzte sich mit seinen Kindern in eine tiefe Schlucht der Kinzhalde, die Teufelsküche. Seither begegnet man an den Klüften der Halde oft einem schwarzgekleideten, ausgemergelten Manne, der ein zum Geripp abgemagertes Kind dort aus den Armen legt und dann laut heulend sich die Brust zerschlägt und die Haare ausrauft.

Der Vogt war auch ein leidenschaftlicher Jäger und wusste durch Zaubermittel, das Wild im Forste festzubannen. Einmal sah er im Weinberg gegen Eiken einen dreibeinigen Hasen in der Sasse und schoss nach ihm. Aber an diesem unscheinbaren Tiere musste der gewalttätige Mann zugrunde gehen; der Hase war nämlich der Leibhaftige selber, und die Kugel fuhr auf den Schützen zurück, der darob auf der Stelle tot war. Als man nach einigen Tagen seinen Leichnam fand, war er brandschwarz geworden, und auch das Waldlaub, auf dem er lag, hatte sich geschwärzt zum Zeichen, dass ihn der geholt, dessen Farbe er trug.

Als man ihn hierauf zu Grabe trug, brachten ihn ihrer sechse kaum von der Stelle, doch wie man sich keuchend der Kirche näherte, wurde der Sarg zusehends leichter. Vor dem Portal wartete der damalige Pfarrer Rothenburger mit den Ministranten. Dieser befahl, mit dem lauten Gebet aufzuhören und den Sarg noch einmal zu öffnen. Man fand ihn leer, und doch hatte die ganze Gemeinde noch vor einer Stunde gesehen, wie der Vogt brandschwarz darin gelegen hatte. Als seine alte Mutter vom Kirchhof nach Hause zurückkam, rief er ihr schon vom Rauchfang übers Dach herunter zu und überschüttete sie mit Spottreden. Von nun an hatte man im Dorfe Kaisten keine Ruhe mehr. Oft am hellichten Tage guckte der verstorbene Vogt aus den Fenstern seines Hauses und nickte den Vorübergehenden höhnisch zu. Nachts rasselte es auf den Stiegen, wie wenn zentnerschwere Ketten auf und ab geschleppt würden, oder lautes Pochen auf dem Estrich erschreckte die Bewohner. In den Ställen fand man am Morgen das Vieh mit geflochtenen Schwänzen, oder zwei Tiere in einem Stoss, erhängt vor. Schliesslich wandten sich die Bewohner an das Kapuzinerkloster in Laufenburg um Hilfe. Die Mönche erschienen, bannten nach langem Kampfe das Gespenst in eine Branntweinflasche und führten diese auf einem zweispännigen Wagen hinaus auf die Kinthalde. Dort, an der alten Grenze der Grafschaft Laufenburg, bei der breiten Eich, liegt heute noch ein winziges Seelein ohne sichtbaren Abfluss, dessen Grund pechschwarz heraufleuchtet. Hier wollte man die Flasche versenken. Je näher man dem Ziele kam, desto schwerer wurde der Wagen. Man musste Vorspann holen, und schliesslich zogen 16 Rosse keuchend das Fuhrwerk zur Stelle. Wie man nun die Flasche versenken wollte, entwischte einem Knechte ein Fluch, und hussa, flog der Zapfen mit lautem Knall heraus, und hinter ihm nach sauste der Geist wie ein Sturmwind zurück ins Dorf, und nun war alles ärger als vorher.

Nun mussten die Kapuziner den Störenfried zum zweitenmal bannen. Es gelang ihnen erst, als sie ihm das Zugeständnis gemacht hatten, er dürfe sich alle Jahre dem Dorfe wieder um einen Hahnenschritt nähern. Diesmal bannte man ihn in einen kupfernen Kessel und versenkte diesen in die Tiefen der Teufelsküche. Dort hat er nun seine Wohnung. Seine Höhle soll mit Quadersteinen ausgefüttert sein. Wirft man einen Stein hinunter, so tönt es zurück wie aus einem hohlen Fass. Ein Hund, den man einst hinunterwarf, kam unten am Rhein wieder zum Vorschein. Wenn einst der Vogt Kaisten wieder erreicht haben wird, dann kann ihn keine Gewalt mehr daraus verbannen. Inzwischen haust und lärmst er nun in den weiten Waldungen des Hard. Er kann sich unheimlich schnell von einem Ort zum andern bewegen. Meist erscheint er in Jägertracht, mit einem grünen Hütchen und der Flinte auf dem Rücken und ruft sein fortwährendes Huhu! Besonders den Fuhrleuten und Holzfreveln ist er

aufsässig. Er tritt brüllend, einen gewaltigen Prügel in der Hand, unversehens vor sie hin oder schleicht hinterlistig den Fuhrwerken nach und zieht flink den Achsnagel aus, damit der Wagen stürzt und die Ladung herausfällt. Dann muss der Fuhrmann schweigend den Wagen wieder laden und dreimal umgehen. Wenn er aber nur ein einziges Mal flucht, so wiederholt der Joggeli augenblicklich seine Tücke.

Nicht selten hockt er verspäteten Wanderern auf, und diese müssen ihn bis an die Waldgrenze tragen. So schleppte ihn einst ein Sissler über den Eiker Bach hinüber, und ein anderer sah ihn als Stock am Wege liegen und trug ihn heim. Als er am Morgen nach ihm sah, war er verschwunden. Ein dritter, den der Geist beim Holzfreveln überraschte, entsprang zwar in der ersten Angst, besann sich aber bald wieder und kehrte um. Angesichts des wunderlichen Kerls mit den weiten Pluderhosen, dem engen Wams und dem grünen Hütchen meinte er trocken: «So, bisch es numme du!» und holzte ruhig weiter.

Am Rheinufer neckte der Joggeli besonders gern den Fährmann. Einst rief er in der Dämmerung: «Hol, hol», und der Schiffer holte ihn wirklich ab, aber mitten im Rhein sprang er ihm aus dem Kahn und liess ein grosses Feuermeer zurück. Auch Betrunkene führte er gern in die Irre und jagte sie durch Wald und Feld. Einem Strassenknecht, der zwischen Sisseln und Eiken den Weg zu machen hatte und ein arger Schnapstrinker war, sass er einmal huckepack auf den Rücken und trieb ihn im ganzen Wald herum. Schliesslich konnte er entrinnen, aber bei dem entsetzlichen Geräusch des Unholdes verlor er Hut und Stock und verfiel nachher in ein so schweres Siechtum, dass ihm alle Aerzte das Leben absprachen.

Ein andermal hatte ein Mann in der Nähe des Waldes sein Ross auf die Weide getan und legte ihm abends Zaum und Zügel an, um es heimzureiten. Kaum war er aufgesessen, so wurde das Tier zusehends dicker und höher und schwoll schliesslich so gewaltig an, dass der Reiter kaum mehr auf den Boden heruntersehen konnte. Er sprang eiligst ab und entlief. Das Ross war der Haldenjoggeli, der seither auch in dieser Gestalt im weiten Walde haust.

Volksmund, R. I/183 u. Bi. 56.

Erbiberli im Kaistel

Der Heuberg, das Wahrzeichen von Kaisten, senkt sich gegen das Dorf und läuft in einen niedrigen Hügel aus, den Fastnachtsberg, wie ihn der Einheimische nennt. Einst leuchteten von dort an der alten Fastnacht die Feuer bis über den Rhein hinüber. Am Südhange angelehnt liegt die Kirche, die St. Michael geweiht ist. Das Zwischenstück zwischen Fastnachtsberg und Heuberg trägt den Flurnamen «im Chaistel».

Das Gebiet wurde auch etwa genannt «im Aepipperli». Vor etwa 50 Jahren wurden dort noch Kalkhöhlen gefunden, die aber seither eingestürzt sind. Es sollen unterirdische Gänge gewesen sein, die bis an den Rhein reichten. Dort wohnten Zwerge, die Erdbiberli. Sie waren kaum grösser als Kücken und watschelten im Gehen lustig durcheinander wie Bibeli. In langen Hemden kamen sie abends, besonders im Winter, gern zur Stubete und halfen Flachs spinnen und «reiten». Im Sommer waren sie willkommene Helfer bei den mannigfaltigen Feldarbeiten. Wunder nahm nur die Leute, warum sie stets ihre Füsse so scheu verhüllten, und ein Neugieriger streute ihnen einmal Asche auf den Fussboden. Was sie nachher sahen, war merkwürdig genug. Wie zierliche Ornamente erblickte man auf dem Boden die Abdrücke von kleinen Gänsefüssen. Ein gröhrendes Gelächter brach aus, als die Entdeckung gemacht wurde. Beschämt und jammernd watschelten die Bibeli dem Chaistel zu. Seither hat man sie nie wieder gesehen. Sie haben sich ins Innere des Berges zurückgezogen. Vor Zeiten fanden hier etwa Knaben im Gemäuer Scherben mit spinnenartigen Verzierungen. Man glaubt, diese stammen von den Erdbiberli.

Volksmund.

Das Kloster der Erdbiberli

Vom Dorfe Frick an über den Kaistenberg und die Kinzhalde bis zur Stadt Laufenburg haben in den Höhlen des Jura und in den Felslöchern des Rheinufers Erdmännchen gehaust. Da schwärmteten und schwirrten sie in der Wildnis herum wie Feld- oder Perlhühner, und wie diese in der Kindersprache Bibeli heissen, so nannte man die Zwerge Erdbiberli. Wenn sie aber unter die Leute gehen wollten, so legten sie ihre Vogelgestalt vorher ab, sonst hätten sie nicht in Haus und Feld so gewandt mitwirtschaften können, wie sie im Dorfe Oeschgen taten oder beim Bauern auf der Kinzhalde, dem sie jährlich beim Kornschnitt halfen. Er liess ihnen dann zum Lohn für ihre Dienstfertigkeit auf jedem Acker zwei Garben stehen. Daraus buken sie Pfefferkuchen, braun, hart und vollgetupft mit kleinen Löchlein, und noch jetzt nennt man diese nach dem Namen ihrer Erfinder Biberzelten.

Das berühmteste Backwerk machten diejenigen, welche zunächst der Stadt Laufenburg in einer Höhle wohnten. Hier hatten sie ihr Waldkloster, und darin ging es denn auch genau nach Mönchsregeln her. Während die einen beten mussten und den Kirchendienst versahen, besorgten die andern die Küche. Vom Nachbarort Kaisten aus konnte man ihrem Treiben manchmal zusehen. Die einen hielten eine Feldprozession ab und schritten dabei in Messgewändern einher, die ihnen bis auf die

Füsse reichten. Andere, die indessen die Haushaltung führten, hatten weisse Zipfelkappen aufgesetzt, und über die weisse Schürze trugen sie einen Brustriemen geschnallt, der von hölzernen Milchkellen klapperte. Aber die Neugier der Leute liess sie nicht in Ruhe. Es wurde ihnen einmal Asche in den Weg gestreut, denn so hoffte man zu erfahren, was es mit dem Gerede vom absonderlichen Gehwerk der Erdmännchen auf sich habe. Nicht ohne Grund mochten sie ihre scharlachroten Mäntelchen immer am Boden nachschleppen. Was man fand, war wunderlich genug: Enten- und Ziegenfüsse waren in der Asche abgedrückt. Wie lachten da die guten Fricktaler! Nun war ihre Wissbegier zwar gestillt, aber die Erdbiberli liessen sich von der Stund an nicht wieder blicken. Tief in den Felsenrissen der Juraberge sollen sie sich verkrochen haben.

Später hat man bei der Höhle Nachgrabungen gemacht und ist allerdings auf Spuren einer unterirdischen Küche und auf vielfache Trümmer von Kochgeräten gestossen. Sogar ein steinernes Salzfass soll ein Arbeiter herausgeschaufelt haben. Allein man sagt, es habe sich zugleich ein so heftiges Klingeln dabei vernehmen lassen, dass die Leute um keinen Preis weiter beim Graben bleiben wollten. Nachher aber war die Höhle nicht mehr zu finden und ist wohl zusammengestürzt.

(Mit gütiger Erlaubnis des Verlages H. R. Sauerländer, Leipzig und Aarau), aus Schweizersagen, nach H. Herzog, herausgegeben von Arnold Büchli, I. Bd. Seite 139.

Der Schwed im Kaisterfeld

Als im 30jährigen Krieg der Schwede mit Ross und Wagen plötzlich vor Laufenburg auftauchte, flohen die Leute von Kaisten über alle Berge, versteckten sich in den Wäldern oder suchten Zuflucht im benachbarten Berner Aargau. In der Hast und Eile wurden in einem Hause zwei Kinder vergessen. Beim Plündern trat ein schwedischer Husar in die Stube, wo die Kleinen in ihren Bettchen lagen und friedlich schlummerten. Er erstach dieselben und warf die Wiege um. Dafür fiel er auf dem Rückritt über das Kaisterfeld vom Pferde und verendete auf der Stelle. Seit her ist es in jener Gegend nicht geheuer. Wer nachts an der Kapelle vorbeigeht, hört hinter sich plötzlich schlurfende Schritte, und wenn er sich umsieht, ist kein Mensch weit und breit zu erblicken. Zu gewissen Zeiten aber soll beim «roten Kreuz», am Dorfeingang, eine undeutliche Gestalt zu sehen sein, die sich bei näherem Hinsehen auflöst wie Nebel. Das ist der ruhelose schwedische Kindsmörder. Seine Seele muss hier büßen für seine ruchlose Tat.

Volksmund.

Ittenthal

Der Jäger am Schinberg

Ein Jäger aus Laufenburg zog frühmorgens ins Sulztal auf die Jagd. Halali und Hundegebell erfüllte den Wald, doch kein Wild zeigte sich. Ermüdet wollte er am Abend heimkehren zu seinem geliebten Weibe. Wie er oberhalb des Dörfchens Ittenthal aus dem Gehölze des Schinberges trat, hörte er ein Geräusch im benachbarten Dickicht. «Ein Reh», dachte er, legte an und schoss. Der Aufschrei einer Menschenstimme antwortete ihm. Er eilte hin und breitete die Aeste auseinander. Was sah er? Vor ihm lag seine eigene Frau in ihrem Blute und neben ihr ihr heimlicher Liebhaber, mit dem sie ihren Mann betrogen hatte, beide tot. Von der Stunde an hat von dem Jäger niemand mehr etwas gehört. Nur in mond hellen Winternächten bringt der Wind vom Schinberg herunter ferne Töne wie traumhaftes Klingen eines Waldhornes. Dann flüstern die Leute die alte Sage von der betrogenen Liebe des unglücklichen Jägers.

Nach F. X. W.

Das Mädchen auf dem Schinberg

An warmen Sommertagen sitzt auf dem Schinberg in der Nähe einer Quelle oft ein wunderschönes Mädchen, das versonnen sein langes Goldhaar kämmt. Manchmal sieht man statt seiner eine Kiste, worauf eine feuerspeiende Schlange geringelt liegt. Schon mancher hätte die Kiste gerne geöffnet, aber alle schreckte die züngelnde Schlange zurück; versuchte man zu anderer Zeit, den Schatz zu heben, so entstand wieder ein solch unheimliches Geräusch, Krachen und Getöse im Berg drin, dass jeder erschrocken davoneilte.

Volksmund und Bi. 39.

Seelein im Schinberg

Seit alten Zeiten soll sich im Innern des Schinberges ein kleiner See befinden. Noch nie ist es einem Menschen gelungen, ihn zu finden. Reiche Schätze schlummern ungehoben auf seinem Grunde. Perlen und Edelsteine funkeln herauf und färben das Wasser märchenhaft. Alle hundert Jahre überfliesst er einmal, dann löst sich ein Teil des Berges und rutscht in die Tiefe. Am jüngsten Tage aber wird er die Täler von Sulz und Kaisten überfluten und alle Lebewesen ersticken. Volksmund.

Das Schwedenloch

Im dreissigjährigen Krieg, als Laufenburg von den Schweden belagert wurde, blieb selbst das versteckt gelegene Ittenthal nicht vor Kriegsnot verschont. Um Misshandlungen zu entgehen, flohen die Ittenthaler und verbargen sich in einer geräumigen Bergschlucht am Schinberg. Hier überstanden die Leute die böse Zeit ohne Fährde. Als Friede war im Reich, kamen sie wieder herunter und bauten ihre inzwischen verbrannten Häuser wieder auf. Noch heute heisst die Gegend das Schwedenloch.

Volksmund.

Sulztal

Das Weib am wilden Brünnlein

Von Leidikon aus geht ein Fussweg ins Tal von Gansingen. Auf der Höhe, unfern eines einsamen Gehöftes, liegt eine Quelle, ein wildes Brünnlein. Hier wurde vor Jahren oft ein Weib gesehen, das mit trauriger Miene einen Kamm durch die Flut ihrer gelben Haare zog, welches ihr Schultern und Nacken umfloss.

In den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts ritt einst der Pfarrer von Gansingen dort hinüber. Als er in die Nähe des Brünnleins kam, bat ihn der mitgehende Sigrist, er möge doch behutsam absteigen, weil das Pferd vor der Erscheinung des Weibes leicht scheuen könnte. Allein der Pfarrer meinte, er als Diener der Kirche brauche Geister nicht zu fürchten, und blieb im Sattel. Gleichwohl bäumte sich an der Quelle das Ross hoch auf und warf den Reiter unsanft ab. Er nahm jedoch weiter keinen Schaden. Von der Zeit an stieg der Pfarrer jedesmal, wenn er über den Berg musste, bei der Quelle vorsichtig ab und führte das Rösslein am Zaum vorbei. Die Erscheinung ist aber seither nie mehr gesehen worden.

R. I/30

Der Geist im Wolfisgraben bei Leidikon

Von dem Weiler Leidikon gegen Westen zieht sich ein enger, in den weichen Kalk tief eingefressener Krachen, der wilde Wolfisgraben. Wer über Gehürst und Steine in ihn eindringt, steht plötzlich einer Felswand gegenüber, von der ein dünner Wasserfaden herunterrieselt. Das ist der Geisterfelsen; dort ist es seit alter Zeit nicht geheuer.

In der Mühle zu Leidikon diente vor vielen Jahren ein junges Knechtlein. Es war das Kind einer armen Mutter und hielt sich fleissig und anstellig, so dass ihm der alte Müller bald sein ganzes Hauswesen anvertraute. Das war unklug, denn nun erwachte in dem jungen Manne die Habsucht, und aus dem getreuen Knechte ward mit der Zeit ein gefährlicher Dieb. Der mengte den Kunden Gips ins Mehl, gab ihnen zu wenig Gewicht und betrog sie auf alle Art und Weise. Er ruinierte das Geschäft des Meisters so, dass dieser bald in Schulden geriet und schliesslich um Hab und Gut kam. Nun übernahm der Knecht das Anwesen. Den einen Teil des Kaufpreises erlegte er aus dem durch seine Betrügereien gewonnenen Gelde, und den andern hoffte er aus dem Vermögen eines Mädchens nachzuzahlen, um das er gerade freite. Sowie er die begehrte Frau bekommen hatte, sann er auf alle möglichen Streiche und Plagen, um ihr das Leben zu verleiden. Wenn sie im Wochenbett lag, streute er ihr Erbsen ins Bett, und wenn sie aufstand auf die Stiege, damit sie zu Tode stürze. Je eher sie gestorben wäre, um so rascher wäre er in den Alleinbesitz ihres Vermögens gekommen, das jetzt noch bei der Verwandtschaft lag. Gleichwohl überlebte sie ihn. Denn da er auch jetzt seine früheren Betrügereien forttrieb und allen Kunden das Mahlkorn veruntreute, erging es ihm wie seinem Meister, und in kurzer Zeit war die Mühle wieder völlig gemieden. Der Verdruss darüber brachte ihm den Tod.

Die Familie glaubte, mit seinem Ableben des Unfriedens los zu sein, und suchte durch Redlichkeit und Fleiss das gesunkene Vertrauen wieder zu gewinnen. Zwei rüstige Söhne übernahmen das Geschäft. Aber sie sahen sich bitter getäuscht. Schon in der zweiten Nacht nach des Müllers Tod gewahrte der eine Sohn, wie der Verstorbene in schrecklicher Gestalt zwischen den Mahlgängen hin- und herschwankte. Aber damit war es noch nicht genug. Der Unhold hemmte und störte die Arbeit. Er leitete das Wasser vom Mühlekänel so schlau und verborgen ab, dass es nicht geringer Zeit und Mühe bedurfte, um es wieder zu fassen und das stockende Werk neu in Gang zu bringen, er vermengte das Mehl mit dem Krüsch und trieb sonst allerlei Schabernack. Nun ging, mit Zustimmung der Familie, ein Sohn nach Muri und holte aus dem dortigen Stift einen Benediktiner herbei, der den gefährlichen Gast beschwören sollte. Dieser aber wich nicht, sondern erhob im Gegenteil gegen den beschwörenden Mönch die beschämendsten Vorwürfe. Man rief daher noch einen zweiten Geisterbanner herbei, diesmal aus dem Kapuzinerkloster Laufenburg. Als der Geist merkte, dass diesem wirklich Gewalt und Recht zustehe, ihn auszujagen, so begann er zu unterhandeln.

Er versprach zu weichen, verlangte aber die Gewähr, sich dem Hause alljährlich um einen Mannestritt nähern zu dürfen. Der Kapuziner fand das nicht ganz verwerflich, beschränkte es aber doch auf jährlich einen

Hahnenschritt. Hierauf wurde der Unhold in ein Schoppenglas hineinbeschworen, und sein Sohn trug ihn hinaus in den Wald. Auf dem Weg wurde das Glas aber immer schwerer, so dass er wiederholt niedersitzen musste. In die Höhle in der Felswand im Wolfisgraben versenkte er die Flasche und verschloss den Eingang mit einer Glasscheibe. Von da an sah man nachts oft in der Höhle ein Licht brennen und den Geist in Gestalt einer Kröte daneben sitzen.

Ein junger Bursche forderte ihn einst heraus. Es erschien zwar nichts, nur ein fürchterliches Aechzen und Stöhnen liess sich vernehmen. Am folgenden Tag hatte der Bursche einen Kopf wie ein Kürbis aufgeschwollen, und diese eklige Verunstaltung ist ihm seiner Lebtag geblieben. Ein anderer ging vor die Höhle, streckte den Kopf hinein und rief: «Geist, komm heraus, wenn du etwas bist!» Dieser bekam auf der Stelle einen so geschwollenen Kopf, dass er ihn nicht mehr herausziehen konnte und elend zugrunde gehen musste.

Ein alter Mann weiss noch, wie sein eigener Vater einmal im Mondenscheine in der Mühlensteig pflügte. Auf einmal kam ein hagerer, schwarzgekleideter Mann vom Graben her und lief immer ein paar Schritt hinter dem Pflug der Furche entlang. Als er beim Kehren sogar bei den Pflugochsen stehenblieb und diese über den Rücken streichelte, bekam der Bauer Angst und rief: «Willst Du Gutes, so rede, willst Du aber Böses, so schweige.» Statt der Antwort erhielt er aber eine solche Ohrfeige, dass seine Kappe weit wegflog. Darüber war der Geist verschwunden.

Er ist jetzt dem Dorfe schon ziemlich näher gekommen, und bereits habe man ihn als schwarzen Hund bachaufwärts flotschen sehen. Wenn er einmal das erste Haus erreicht hat, ist der Weiler Leidikon ganz in seiner Gewalt.

Nach Volksmund und R. II/131.

Der Schatz in der Leidikoner Kapelle

In der alten Kapelle zu Leidikon waren früher Schätze aufbewahrt und der Obhut des Leidikoner Müllers anvertraut worden. Doch dieser vernachlässigte seine Pflicht und schaute lieber seiner Mühle nach. Darauf konnten Kapuziner den Schatz aus der Kapelle rauben, nachdem sie vorher den Schatzgeist in den nahen Wassergraben gebannt hatten, der seither der Kapuzinergraben heisst. Von da an darf er sich alljährlich der Gemeinde Sulz um einen Hahnenschritt nähern, hat er sie aber erreicht, dann wird das ganze Dorf aussterben.

Andere dagegen erzählen: In Leidikon habe ein Mann gewohnt, der wiederholt geheiratet, aber seine Frauen jedesmal nach der Heirat wieder verloren habe. Er streute ihnen nämlich Erbsen auf die Treppen, so dass

sie ausglitschten und totfielen. Eine merkte dies und kam seiner Absicht zuvor; sie holte nämlich einen Kapuziner und schnitt ihrem Mann in dessen Beisein die Kehle durch. Der Kapuziner aber bannte den bösen Geist in eine Flasche und trug ihn in eine Höhle im Deisigraben, etwa eine Viertelstunde von Leidikon entfernt. Von da darf er nur alle hundert Jahre einen Hahnenschritt näherkommen, und wenn er bei der Leidiker Mühle anlangt, kann er Menschen in Tiere und Tiere in Menschen verwandeln.

Nach Bi. und Volksmund.

Das Doppeltier bei Sulz

Ein Maurer von Galten ging einst von Sulz aus über die Kirchhalde nach Hause. Da lag vor ihm, etwas oberhalb der Sulzer Kirche, ein Hund quer über den Weg und hinderte ihn am Gehen. Es gelang ihm nicht, ihn zu umgehen, denn immer wieder versperrte er den Weg. Nachdem er nun einige Zeit unschlüssig gewartet hatte, stand das Tier gähnend und sich streckend auf und trottete langsam vor ihm her, durch das damalige Rebgelände hindurch bis zu einer grossen Eiche. Da wurden vor den Augen des Maurers plötzlich zwei Tiere aus dem einen. Diese schwollen zusehends auf bis zur Grösse eines Rosses und waren plötzlich verschwunden.

Man erzählt, es sei dies der ruhelose Geist eines Sulzer Bürgers gewesen, der in dieser Gestalt begangene Frevel abbüßen müsse.

Gekürzt nach Bi. 50

Unterirdische Höhle im Cheisacher

Vom Cheisacker, einem Berg östlich von Sulz, führt eine unterirdische Höhle hinüber nach Galten im Gansingertal. Dort haben sich früher Erdmännchen aufgehalten. Sie sind aber seit langer Zeit nicht mehr gesehen worden. Die Neugierde der Menschen hat sie wie an andern Orten vertrieben.

Volksmund.

Der Kriegsschatz in Obersulz

Seit vielen Jahrhunderten liegt unter dem Keller eines Hauses, das vor einigen Jahren abbrannte, ein grosser Schatz begraben. Das Geld wurde bei einem früheren Kriege vergraben. Hüter des Geldes ist eine garstige feurige Kröte, die den Schatz mit ihrem eklen Warzenbauch zudeckt. Schon manch nötiges Schuldenbäuerlein hätte gern mit diesem Gelde

seiner Not unter die Arme gegriffen, aber noch keinem ist es gelungen. Vor etwa 70 Jahren beschlossen ein paar kräftige Burschen von Obersulz, ihr Glück zu versuchen. Um Mitternacht versammelten sie sich unten im Keller und huben schweigend an zu graben. Schon glaubte einer, mit dem Pickel auf Eisen gestossen zu sein, als sich auf einmal ein solches Poltern erhob, dass jeder schleunigst das Weite suchte. Seither hat niemand mehr nach dem Schatz gegraben.

Volksmund.

Die Henkenmatte bei Bütz

Eine Halde beim Weiler Bütz hat den merkwürdigen Namen Henkenhalde oder Henkenmatte.

In alten Zeiten stand auf dem Berg nordwestlich von Sulz eine Burg. In dieser wohnten die Vögte über das Tal. Wenn ein Verbrechen begangen wurde, wurde der Verbrecher meist zum Tode verurteilt. Der Weibel musste der ganzen Gemeinde das Todesurteil bekanntgeben, und diese hatte sich zur bestimmten Stunde auf der Henkenmatte zu versammeln. Dort erschienen der Vogt und der Richter, und hinter ihnen wurde der Verbrecher geführt. Der Richter verlas das Urteil, dann kam der Henker und vollzog es. Von der Burg ist nichts mehr übriggeblieben.

D'Ammerei

Z'Bütz het fruehner emol en alti ledigi Jumpfere gläbt, wo näbem ene schöne Buregütli en ordlige Schübel Gält uf der Site gha het. Bi dere het i ihre alte Tage es Maitli us em Dorf dienet. Ammerei het die gheisse, es hässigers und gitzigers Wibervolch het me witumme e keis chönne erblicke. Die het ihrer Meischteri gwüsst z'flattiere und z'bibäsele, as se re im Teschtamänt alls ver macht het, Hus und Hei, Schiff und Gschier und Gält. Und iheri Verwandte hei chönne d'Nase abluege. Si het aber it viel dervo gha. Es si keini zweu Johr gange, sen isch d'Ammerei undereinisch au gstorbe und niem het chönne säge wäge was. Wo do die Verwandte hei wölle cho erbe, isch aber vo all dem viele Gält kei Santi me umme gsi und kei Mäntschi hät chönne wusse wohi as es cho wär.

Is Hus vo der Ammerei isch do iheri Schwöschter mit ihrne Lüte izoge. Me het ene «s Pröisse» gseit. Emol im Summer het der Nagler Tobias, er isch dozmol no ne junge Burscht gsi, is «Pröisse» ghulfe Heugras mäihe. Am Morge am halbi vieri si si a d'Arbet. Bim Brunne vor em Hus hei si im Duregoh no iheri Fuetterfass mit Wasser gfüllt. Do stoht uf einisch d'Amerei vor ene zue. Der Tobias het si dütli chönne erchänne. Si isch schwarz agleit gsi und het es schwarzis Chopftuech übergha und ihres

Gsicht isch chridewiss gsi. Si isch uf die Burschte zuecho, am Brunne verbi und gege s Hus. Und uf eismol isch si verschwunde gsi, wie vom Bode verschluckt. Wo si do das Erläbnis is «Pröisse» verzellt hei, do het der Ammerei ihri Schwöschter brüelet: «Schwiget, vo dere will i nüt me ghöre!»

Im Emdet druf si si au einischt is «Pröisse» Stube am Zobe gsi. Do feht's uf eismol vor em Pfeischter afah rumple und sirache, und wo sie häreluege, streckt d'Ammerei der Chopf, gross wie ne Chürbse, zum Läuf-terli ie. Do hei alli mitenand gschroue: «Du verruckte verd ... S...’ mach ass d furtchunsch!» Und s «Pröisse» Bueb het gleitig s Flügeli zueghaue. I dem Momänt isch si verschwunde.

Sider si viel Johr verbi gange, aber der Tobias het d'Ammerei nie me gseh. Er isch mängisch vors «Pröisse» Hus ghöcklet und het uf si passt und si wölle arede, aber si isch nie me cho. Volksmund, A. E. J.

Der Sandrütigeischt

Der Aerdi, wo Fahrchnächt gsi isch bim Leidiker Müller und d'Mähl-fuehre gmacht het is Mettauertal dure, isch mängischt znacht spot hei-cho. Und immer zwüschen Aetzge und Rhysulz, i der Sandrüti, isch eine näbe sim Wage här gloffe und het e keis Wort gseit. Der Aerdi het ordinäri echli Oel a der Chappe gha, wenn er vo Aetzge furt isch, aber wenn er de gförchig still Begleiter näben em gwahret het, isch er vor Schräcke hundsnüechter worde. Immer a der gliche Stell isch de Geischt wieder verschwunde. Em Aerdi isch das immer unheimlicher worde, je meh as er znacht dört duren isch und er het amänd im Müller gseit, me bräch inn um kes Gält meh znacht über d Sandrüti. Der Müller isch do uf Sulz ue zum Pfahrer, und de het em der Rot geh, der Fuehrme soll de Geischt ummen arede und en froge was er woll und derno soll er em de Wunsch tue, wenn er chönn, es passier em nüt Bosis derbi.

Der Fahrchnächt het do die nächscht Nacht wieder dört dure müesse, und wo der Geischt wieder uftaucht isch, het er en agredt: «He, was wit überhaupt?» Do het em de mit ere chischterige Stimm zur Antwort geh: «E Haue.» «I ha keini bimer, aber morn bring der eini», isch d'Antwort gsi. Und i der nächste Nacht het der Aerdi richtig e Haue binem gha. De Gsell isch wieder erschinne und der Chnächt het em sie glängt. Der Geischt het sie uf d'Achsle gschwunge und isch, ohni es Wort zsäge, verschwunde. Zwo Wuche si druf ummegange, ohni as der Aerdi uf sim Heiweg öppis passiert wär. Do, in ere feischtere Nacht gwahret er einisch as am Strosseport usse eine stoht mit ere Haue i der Hand. Won er vorbi fahrt, ghört er, wie d'Haue hinde uf der Wage gleit wird, aber won er si umchehrt, isch niem meh umme gsi.

Me seit, das sig der Geischt vo eim gsi, wo i sine Läbzite emol en
Marchstei versetzt heig und äneda kei Ruehi gha heig, bis er de Frävel
wieder heig chönne guet mache. Volksmund, A. E. J.

Feuermann bei der Etzger Fähre

Der Fährmann bei Etzgen hatte einst bei einbrechender Dämmerung noch eine verspätete Gesellschaft, die von einer Hochzeit heimkehrte, hinüberzufahren. Wie er wieder ans Schweizerufer zurückkam und eben den Kahn festmachen wollte, schallte von drüben eine Stimme: «Hol, hol!» Der Fährmann glaubte zuerst an einen Scherz der lustigen Luttinger Gesellen von vorhin und kehrte sich um, um ein Scherzwort zurückzurufen. Da sah er drüben beim Landungssteg eine hagere Gestalt, die ihm winkte. Da ihm der Mann unbekannt vorkam, löste er den Kahn wieder und steuerte zurück. Wortlos stieg drüben der Fremde ein. Gleichmütig lenkte der Schiffer sein Gefährt durch die seltsam dunkeln Wellen. Wie er in die Mitte des Flusses kam, verspürte er im Rücken eine so unerträgliche Hitze, dass er glaubte, gebraten zu werden. Hinter ihm loderten dem Fremdling die Flammen aus dem Leib, wie ein Fastnachtsfeuer. Der Fährmann war froh, als das Schiff eben auf dem Uferkies anlief. Rasch sprang der Brünnlig aus dem Schiff und wollte dem Fährmann zum Dank die Rechte reichen, doch dieser tat, als sei er noch mit dem Boote beschäftigt, und reichte ihm, so nebenbei, das Ruder. Als er aufsah, fand er sich allein, in der Schalte aber waren die fünf Finger einer Hand tief eingebrennt. Nach R. I/45.

Der lebendige Stock an der Etzger Fähre

Eine Viertelstunde oberhalb Etzgen führte früher eine zweite Fähre vom badischen Städtchen Hauenstein, der kleinsten Stadt im deutschen Reich, her ans Schweizerufer.

Dort hörte einst der Fährmann nachts vom linken Ufer her rufen: «Hol, hol!» Ungesäumt band er den Kahn los und fuhr hinüber, fand aber die Landungsstelle leer. Er kehrte also wieder um, hatte aber kaum das Heimatufer wieder erreicht, so tönte von neuem der Ruf über das Wasser: «Hol, hol!» Zum zweitenmal trieb er sein Schifflein durch die Wellen und sah sich wieder getäuscht. Verdriesslich steuerte er zurück und warf brummend die Kette um den Pfahl. Da, wahrhaftig, scholl es zum drittenmal über die Wasserfläche: «Hol, hol, hol!» Trotz seines Aergers machte der Fährmann den Weidling wieder los und fuhr hinüber, rief aber, wie er ans Land stiess: «Nun denn, wenn etwas von

Gott da ist, so soll es jetzt kommen, denn bin ich auch diesmal umsonst gefahren, so ist's für heute zum letztenmal.» Kaum hatte er seine Rede beendet, so rollte polternd ein knorriger Stock in sein Fahrzeug und blieb darin liegen. Auf halbem Weg ging auf einmal der Weidling so tief, dass der Fährmann jeden Augenblick zu versinken glaubte. Wie der Kahn am jenseitigen Ufer aufstiess, richtete sich der Strunk plötzlich bolzgerade auf und sprach mit knarrender Stimme zu dem erschrockenen Fährmann: «Dreimal habe ich diese Gegend verwildern sehen und hättest du nicht dreimal dein Schiff durch den Rhein gelenkt, so hätte ich wieder bei meiner Eiche ausharren müssen, bis eine Eichel herabgefallen und ein Baum daraus emporgewachsen wäre, aus dem man eine Wiege zimmern und meinen Erlöser hätte schaukeln können. Jetzt aber reich mir die Hand, denn du wirst bald wie ich ein Kind der Seligkeit.» Vorsichtig hielt der Fährmann dem unheimlichen Gaste die Schalte entgegen, in die sich zischend die fünf Finger einer Hand einbrannten. Nun war auch der Stock verschwunden. Der Fährmann aber starb kurz nachher.

Nach Bi. 59.

Die weisshaarige Brunnstubenfrau im Etzger Wald

Nicht weit von Etzgen ist im Walde eine Brunnstube. Dahin kam in der hl. Nacht, wie es vom nahen Luttingen 12 Uhr schlug, eine weissgekleidete Frau mit schlöhweissen Haaren, um sich da die Haare zu kämmen. Nie war es möglich, sie zu fragen, wer sie sei und was sie mache; denn nahte sich jemand, so flog sie wie ein Vogel in den nahen Wald, und da fing es schrecklich an zu rauschen. Hörte dann das Rauschen auf, war die weisse Frau verschwunden.

Bi. 39.

Der Schlossschatz an der Etzger Rheinhalde

Am Abhang der Jurahügelkette, welche gegen den Rhein hin sich senkt, stand vor Zeiten dem Dorfe Etzgen gegenüber ein Schloss. Längst ist kein Stein mehr davon übrig. Nur um Mitternacht erscheinen in heiligen Nächten die alten Ritter mit ihren Frauen, dann erschallt Musik und Tanz, bis die Geisterstunde vorüber ist.

Unter den versunkenen Trümmern liegt tief in der Erde der Schlossschatz. Zu gewissen Zeiten steigt er an die Oberfläche, dann glänzt und gleisst es von Gold und Edelsteinen in der Sonne. Da kann es geschehen, dass ein Glückskind dazukommt und etwas davon erhaschen mag. So ging einst auch eine Frau von Etzgen vorüber und sah da viel Pfennige

glänzen. Die Geldstücke waren freilich unbedeutend, und mancher hätte sie sicher liegen gelassen, indessen die gute Frau dachte an ihre lieben Kinder daheim, die von ihr einen Marktkram erwarteten, wenn sie von Laufenburg, wo gerade Jahrmarkt war, zurückkehren würde. Die Mutter hob also einige von den unscheinbaren Münzen auf und steckte sie in den Sack. Bald traf sie andere Marktweiber an, mit denen sie die Zeit verplauderte. Sie hatte den Fund schon bald vergessen und erst, als sie durch das Bärentor auf den Marktplatz kam und da die vielen Pfefferkuchen und Zuckerbrötchen erblickte, erinnerte sie sich des Fundes und holte die Geldstücke aus dem Sacke hervor. Wie gross war aber ihr Erstaunen, als sie eine Hand voll Sechskreuzerstücke hervorzog. Gerne wäre sie in ihrer Freude wieder zurückgekehrt, um die vielen übrigen Pfennige, womit der Boden besät gewesen war, und die sie aufzuheben verschmäht hatte, zusammenzulesen, allein die Gelegenheit kehrte nicht wieder.

Einst hörten drei fremde Landjäger im Dorf davon erzählen. Bei finsterer Nacht gruben sie an der Stelle. Ihre Werkzeuge klirrten bald auf Eisen und nach kurzer Zeit kam ein eiserner Trog zum Vorschein, den sie sofort mit 4 Kreuztalern unterlegten. In diesem Moment galoppierte ein dreibeiniger Schimmel die Strasse herauf, und verwundert rief einer der Landjäger: «Schau doch dort, der Schimmel hat nur drei Beine!» Kaum waren die Worte gesprochen, sank der Trog mit furchtbarem Ge töse wieder in die Erde hinab. Die Landjäger kehrten nach vielen Irrwegen nach Hause zurück, aber nur zwei, der dritte blieb verschwunden. Er war dem unheimlichen Geiste verfallen und blieb als Hüter des Schatzes zurück.

Einige Zeit nachher fuhr ein Fuhrmann mit dem Wagen auf einem Waldweg an der Ruine vorüber und sah dort jenen Landjäger stehen. Der Mann hatte ein gutes Gewissen und fürchtete sich nicht. Plötzlich aber blieben die Pferde bockstill stehen und wollten nicht mehr vorwärts. Vergebens hieb er auf sie ein und fluchte in seinem Unmut alle Kreuzdonnerwetter. Die Pferde schäumten, bäumten sich und gingen scheu rückwärts. Da fiel ihm das Lösungsmittel ein, er kehrte den Wagen um und fuhr rückwärts über die Stelle, und da war plötzlich der Landjäger verschwunden; die Pferde gingen ruhig weiter, aber der Rhein fing jetzt an zu stürmen und zu tosen, als wäre ein schweres Gewitter im Anzuge.

Später wurde die Hebung des Schatzes noch einmal versucht: Zwei Männer gruben eine eiserne Kiste heraus und hatten sie bereits mit vier Kreuztalern unterlegt. Wie sie aber den Deckel aufklappten, sprang ihnen eine greuliche Schlange entgegen und ringelte sich dem einen der Männer um den Hals, dass dieser laut aufschrie, worauf sich die Schlange ruhig wieder in die Kiste hineinlegte und rasselnd mit dieser in der Tiefe versank.

Volksmund und Bi. 41.

Mettau

Der eiserne Geldtrog in der Hohlen Gasse

In der Hohlen Gasse zwischen Mettau und Rheinsulz soll vor Zeiten ein Schloss gestanden haben, von dem heute nichts mehr zu sehen ist. Unter der Erde aber liegt an dieser Stelle ein eiserner Trog voll Geld verborgen, und dieses kann geholt werden, wenn man eine schwarze Katze besitzt, an der kein weisses Härtchen zu sehen ist und die eine Nacht auf einem Kreuze geschlafen hat, sowie eine Drei-Engel-Kerze, welche eine reine Jungfrau drei Jahre getragen hat.

Mit diesen erforderlichen Dingen ausgerüstet, wagten einige Männer von Galten die Ausgrabung. Zwischen 11 und 12 Uhr begannen sie zu graben; die Katze hatten sie neben sich auf dem Stuhl, damit sie den schatzhütenden Geist im Bann halte. Bald erschien der Trog, und rasch legten sie vier Kreuztaler unter. Als sie aber nach dem glänzenden Schatz langen wollten, schoss aus dem Trog eine feuerspeiende Schlange jäh auf, so dass die Schatzgräber vor Entsetzen aufschrien, die Kreuztaler unter dem Trog liegen liessen und sich Hals über Kopf davonnimachten, worauf die Katze tot vom Stuhl herunterrollte und die Kiste versank.

Ein andermal kam ein armer Knabe beim Holzsuchen durch die Hohle Gasse an jenem Schloss vorbei. Da sah er vor sich auf dem Weg einen Groschen blinken; wie er ihn aufhob, entdeckte er einen zweiten und dritten, eine ganze Zeile. Er suchte sie fleissig zusammen, bis er 24 hatte. Als er das letzte Stück aufhob, blickte ihm ein grosser schwarzer Mann über die Schulter. Der Schrecken lähmte dem Knaben die Zunge, auch der Schwarze schwieg und verschwand nach einer Weile. Dem Knaben schien es, als ob sich die Erde unter seinen Füssen bewege und der Sturmwind durch die Blätter brause. Hätte er den Mann angeredet, so würde er ihn erlöst haben, und der ganze Schatz im Berg wäre sein gewesen. Nun aber muss der Geist nochmals 100 Jahre ruhelos umherwandern, bis er wieder erlöst werden kann.

Bi. 74.

Der Amshupper

Bei Mettau liegt der ausgedehnte Amswald. Durch dieses Gehölz zieht sich ein Waldweg über den Amsbuck. Diese Stelle wurde in früheren Zeiten von alt und jung gemieden, denn da reitet der Wilde Jäger einher, der Amshupper. Begleitet von zwei Hunden sitzt er ohne Kopf auf einem halben Pferde. Sein Weg führt über die Höhe bis an den Rhein, wo er verschwindet. Es ist ihm nicht gut begegnen. Das erfuhr

einmal ein Bauer aus Mettau, der an einem Sonntagvormittag über den Buck wollte. Auf einmal stand das Gespenst vor ihm, ohne Haupt und ganz schwarz. Der Mann fiel vor Schrecken in Ohnmacht und stürzte zu Boden, wo er wie tot liegen blieb. Einige Zeit nachher fanden ihn Kinder und brachten den halb Sinnlosen nach Hause. Von da an blieb der Mann still und in sich gekehrt und hat von dem Erlebnis nie etwas Genaues erzählt.

Um die Jahrhundertwende tauchte im Forste von Mettau ein mächtiger Rehbock auf. Lange Zeit konnte er aller Jägerlist zuvorkommen. Es bildete sich schliesslich die Sage, das sei die veränderte Gestalt des Amschupper, und man gab ihm diesen Namen. Doch erlag er schliesslich einer Kugel und sein Geweih schmückt heute eine Stube in Mettau.

Volksmund und R. I/201.

Wil

Der spukende Stier

In Wil bei Mettau zeigte man noch in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts ein Haus, vor dem jede Nacht ein Stier erschien und mit kläglichem Brüllen die Hörner in die Hauswände stiess, dass die Balken krachten. Dies war der büssende Geist eines Hausvaters, der hier gewohnt hatte. Als er im Sterben lag, schlug er allen Trost der Freunde und Kinder aus und konnte nicht enden, die nutzlose Plage des kurzen Menschenlebens zu verwünschen. «Wenn ich ein Stier gewesen wäre», sagte er zu seinen Söhnen, «so könntet ihr nach meinem Leben doch wenigstens ein paar Dublonen aus meiner Haut lösen; so habt ihr gar nichts von mir».

Nach R. I/18.

Die Schlossjungfer von Wessenberg

Auf einer steilen Felskuppe südlich von Wil, gegen Mandach, stand vor Zeiten eine Burg, die einem bekannten Geschlecht den Namen gegeben hat. Heute ist kein Stein mehr von ihr zu finden.

Doch drunten im Berg, in den weiten Kellern, hütet die Schlossjungfrau eine eiserne Kiste, in der sich ein Schatz befindet. Alle Karfreitage erscheint sie oben auf der Erde und wandelt auf dem verschütteten Schlosshof umher und umschreitet wehmütig das verwilderte Burggärt-

lein. Will die Witterung ändern, so kommt sie bis zum Dorfbrunnen in Hottwil herunter. In ihrer Schürze trägt sie Linnen und Wäsche, um sie dort zu waschen.

Oft hat man auch schon einen grüngekleideten Mann mit Schnallen-schuhen und einem breitschattenden Hut gesehen. Wer den Schatz heben will, muss ein schwarzes Kalb, ohne ein einziges weisses Haar, mit reiner Milch aufziehen und auf den Berg führen. Doch ist das Werk bis jetzt noch keinem gelungen.

Nach Bi. 43.

Die Schatzgräber auf dem Stutz

Auf dem Stutz bei Wil ist ein Schatz vergraben, den ein Geist hütet. Einmal versuchten ein paar Männer, ihn zu heben, um auf möglichst leichte Art der Sorgen ums tägliche Brot los zu sein. Sie schllichen bei finsterer Nacht an den unheimlichen Ort. Einer flüsterte hastig eine Beschwörungsformel, und dann fingen sie an zu graben. Während der Arbeit bemerkten sie, wie eine grosse schwarze Spinne langsam dahergekrochen kam. «Seht, wie die einen dicken Bauch hat», platzte einer heraus, und alle lachten aus vollem Halse. Kaum war das geschehen, prasselten von allen Seiten unsichtbare Schläge wie von Knütteln, auf die armen Schatzgräber nieder, dazu brach ein furchtbares Unwetter los, dass sie nur mit grösster Mühe und unter Aufbietung aller Kräfte den Heimweg fanden. So hatten sie nichts von ihrer Schatzgräberei als einen zerblätterten Rücken.

Volksmund.

Schwaderloch

Tannenbüschli verfolgt Traubendiebe

Im Unterdorf in Schwaderloch war vor Jahren ein Stück Reben. Aus diesem holten sich zur Herbstzeit Nachtbuben gerne Trauben. Als nun wieder einmal so ein paar Burschen nach vollbrachter Tat neben einem Hause auf einer Sagtanne sassen und sich an den gestohlenen Früchten gütlich taten, hörten sie ein schleppendes Geräusch, wie wenn jemand mit Holzschuhen auf sie zuschlarpte. Blitzschnell verstauten sie den Raub in Taschen und Hosensäcken und ergriffen die Flucht. Wie aber einer rückwärts sah, bemerkte er, wie ihnen ein kleines Tannenbüschli folgte. Es ging ihnen nach bis in einen Wagenschopf im Oberdorf, wo es verschwand.

Nach Bi. 74.

Das schwarze Ross beim Sennhof

Der Sennhofbauer wollte einst dreschen. Da das damals nicht mit der Maschine geschehen konnte, brauchte er drei kräftige Drescher, die es verstanden, mit ihm den Viertakt auf den Scheunenboden zu trommeln, dass es stob. Er stieg also abends ins Dorf hinunter und suchte seine Leute. Spät in der Nacht kehrte er heim. Wie er an dem Graben vorbei will, der nahe bei seinem Hofe liegt, kugelt ihm auf einmal ein schwarzes Ross vor die Beine. Der Mann ist etwas erstaunt und will zur Seite, doch das Tier rugelt ihm nach und hindert ihn am Weiterschreiten. Da wird es dem Sennhofbauern doch zu bunt; er fängt an zu fluchen, was das Zeug hält, und auf einmal ist das Ross verschwunden. Nachdenklich geht der Mann heim und legt sich zu Bett. Wie er eine Weile geschlafen hat, klopft jemand ans Fenster. Der Sennhofbauer glaubt, es sei Morgen und die Drescher kommen, und er steht auf. Wie er aber die Kamertüre öffnet, steht ein weissglühender Eisenofen dicht an der Türschwelle, so dass er darüber stürzt und sich jämmerlich verbrennt. Als kurze Zeit darauf die Drescher anlangten, hörte einer im Salzkasten etwas rollen; daraus schloss man, dass man des Bauern verbrannte Schenkel mit Salzwasser benetzen müsste. Man tat das, und diese heilten wirklich.

Nach R. I/195

Gansingen

Sagen von der Sinzenmatt Name und Geschichte

An einem nach Norden auslaufenden Jurahang, zwischen Gansingen, Galten und Büren, liegt eine einsame Mattenfläche, die in alten Zeiten Neumatt, später Wickematt geheissen wurde. Diese Wiese grenzt gegen Morgen an die Galgenmatt, wo früher der herrschaftliche Galgen gestanden hat.

Zwei Wege führen, wie in alten Zeiten, über diese Wiese nach den benachbarten Dörfern.

Vor vielen hundert Jahren kam die Wiese zu einem Teil an die Herren von Sinzen, der andere Teil wurde vom sogenannten Kaisergeschlecht beansprucht. Darüber entstand ein langjähriger Zank und Hader, bis die letzteren, des ewigen Streitens müde, ihren Teil an die Gemeinde Gansingen verkauften und sich in den Steinhof der Gemeinde Wil zurückzogen. Von da an wurde die Wiese Sinzenmatte geheissen.

Ungetreue Markrichter als feurige Männer

Nachdem das Kaisergeschlecht seinen Mattenanteil an die Gansingerbürger verkauft und abgetreten hatte, setzte es neue Streitigkeiten zwischen der Gemeinde und den Sinzern ab. Es wurden nun 9 Schiedsrichter gewählt, um den Streit zu schlichten, doch diese Richter liessen sich bestechen und entschieden an Ort und Stelle zu Gunsten der Sinzer. Die Bürger mussten sich fügen, denn der Spruch der Richter war rechtskräftig. Allein nach ihrem Tode sah man in stillen Voll- und Neumondnächten oft feurige Männer von Markstein zu Markstein gehen. Sie bezeichneten mit Stangen die Stellen, wo die Grenzpfähle und Marksteine hätten stehen sollen und schüttelten sich, dass ganze Feuergarben aufflackerten. Wie nun diese Wahrnehmung allgemein bekannt und verbreitet wurde, wollten es die Angehörigen der Markrichter nicht gelten lassen. Es kam zur Untersuchung. An einem Morgen, nachdem sie in der Nacht vorher gesehen worden waren, ging man in ihre Häuser und betrachtete ihre unter der Ofenbank stehenden Schuhe. Diese waren kohlschwarz und hatten verbrannte Sohlen, ein hinlänglicher Beweis, dass etwas an der Sache stimmte.

Sonderbare Markbestimmung

Als endlich die Sinzer Gansingen verliessen und ihre Besitzungen verkauften, entstanden neue Streitigkeiten. Ein neues, neungliedriges Markgericht wurde zusammengesetzt. Es bestand aus vier Männern von Mönthal und vier von Mettau, mit dem Vogt von Gansingen als Obmann. Letzterer wohnte damals im Schloss Hauenstein. Dieses Markgericht versammelte sich ebenfalls auf der Sinzenmatt und einigte sich nach fünftägigem Hin- und Herreden auf folgenden Weg: Jeder Markrichter nahm einen füsslangen Stab. Der Vogt steckte den seinigen ungefähr da ein, wo nach seiner Ansicht der Grenzpfahl stecken dürfte. Hierauf warfen die 8 andern Markrichter so lange mit ihren Stäben nach dem Stocke des Vogtes, bis dieser umfiel. Wo er lag, wurde von seiner Spitze aus die Grenze drei Fuss gegen Abend gestellt. Als Grenzzeichen steckten sie Weiden, Erlen, Eschen, Kingerten (Eberesche) und Weissdornzweige ein, welche allmählich zu mächtigen Stöcken heranwuchsen und zum Teil bis in unser Jahrhundert hinein als lebendige Zeugen die einzelnen Mattenstücke voneinander schieden.

Die glückliche Beilegung des langen Streites nannte man später nach jenen Stäben oder Hicken den Hickenentscheid und feierte ihn alljährlich durch ein besonderes Hirtenfest.

Das Hirtenfest

Da wo die Wege von Gansingen und Büren in die Sinzenmatt einmünden, kamen die Hirten alljährlich am Gallustage zusammen. Jeder brachte eine vorn zugespitzte, harthölzerne, etwa 2 Fuss lange Hacke mit; man wählte einen Hickenmeister, bezeichnete auf dem Hickenplatz einen Kreis und machte in dessen Mitte das sogenannte Hickenloch, dann in den Rand soviele Löcher, als Hirten waren. Der Hickenmeister stiess nun seine Hicke ins Hickenloch, und die andern mussten der Reihe nach nach diesem Ziele werfen. Wer fehlte oder wessen Hicke nicht im Hickenloch stecken blieb, der musste zur Strafe dreimal im Kreis herumlaufen, während die anderen aus ihren Löchern ihm Erdschollen auf den Rücken warfen. Fehlte ihn einer, so hatte auch dieser die gleiche Strafe zu erleiden. Nach Beendigung dieses Spieles deckte jeder sein Loch mit den Worten zu:

«Ich deck' mein Loch mit Schwefel und Pech,
Dass mir es der Teufel nicht aufbrech.»

Dieses Hirtenspiel dauerte bis ins 19. Jahrhundert hinein.

Rechte und Bräuche auf der Sinzenmatt

Von jeher galten auf der Sinzenmatt besondere Rechte und Bräuche:

1. Es durfte nichts von der Wiese aufgebrochen und zu Ackerland umgewandelt werden.

2. Keinem Besitzer war es gestattet, grünes Gras ab der Sinzenmatt mit nach Hause zu nehmen, sondern alles musste zu Heu und Emd verwendet werden. Ebensowenig durfte ein Anteilhaber Heu oder Gras zur Fütterung des Viehs auf Nebenplätzen und Nebenstrassen verwenden. Die Geringschätzung solcher Gebräuche hatte bedenkliche Folgen. Als einst ein Besitzer des Bruderhofes mit zwei Pferden ab Ordonnanz, d. h. von der Musterung heimkehrte und bei jener Wiese Halt machte, um seinen Pferden Heu ab der Sinzenmatt vorzuwerfen, wurden die Tiere scheu und gingen durch. Wie im Flug ging's über Stock und Stein, bis die Pferde schnaubend und keuchend auf dem Gugelberg mit dem Wagen an einer Linde anrannten und endlich stehenblieben.

3. Kein Besitzer konnte mähen und heuen, wann es ihm gefiel, sondern für den Heuet war der 27. Juni, der Tag der 7 Schläfer, und für das Emden der 27. August bestimmt.

4. Damit kein Mattenbesitzer, den alten Brauch vergessend, früher oder später beginne, wurde jeder noch vorher daran erinnert: «Man geht morgen auf die Sinzenmatt.»

Alle, welche zum Heuen auf der Sinzenmatt erschienen, mussten eigentlich gekleidet sein: Die Männer trugen weisse Strohhüte mit schmallem Rand und rotem Band, ein weisses Hemd mit um den Hals gehendem Krös von genau 99 Falten, ferner ein rotes Wams, worauf die Jahreszahl und der Name des Tragenden mit schwarzem Faden gestickt war, dazu grosse Flotterhosen und Bundschuhe.

Die Weibspersonen aber trugen einen weissen Hut mit 8 Hörnern, 4 auf- und 4 abwärts gerichtet, ein weisses Göller, eine weisse Schürze und Rinkenschuhe mit zwei Zoll hohen Absätzen.

6. Die Matte war Gemeindeweide für alle Anteilhaber. Sie ging, wie man sich ausdrückte, unter Hur. Der Weidgang wurde am 16. Oktober, am Gallustag, eröffnet. Er dauerte nicht länger als 3—4 Tage und begann um 9 Uhr morgens. Am Abend wurde das Abfahren, sowie das Aufhören des z' Weidegehens durch die Stierenbrülle bekanntgemacht. Auf dem höchsten Punkt der Wiese drehten die Hirten mit einer Stange ein etwa anderthalb Fuss tiefes Loch im Boden aus, oben eng mit einer sehr kleinen Oeffnung, unten aber möglichst weit; ringsumher wurden dann mit dünnen Stäben 5 bis 7 kleine Löcher gegen das grosse gestossen und auf jedes legte sich ein Hirte, um aus Leibeskräften in das kleine Loch hineinzubrüllen. Dadurch entstand ein schreckliches Gebrüll, welches weit umher, an den Bergwänden widerhallend, gehört wurde.

Zur pünktlichen Ueberwachung dieser Gebräuche waren zwei Sinzenaufseher bestimmt, einer von Gansingen und einer von Galten.

Alrune unter dem Haselstock

Im Laufe der Jahre wuchsen die eingesteckten Markzeichen zu stattlichen, mit Moos bedeckten Stöcken heran. An einer Haselstaude und einem Weissdorn wuchsen Misteln. Unter der Haselstaude sass eine Alrune, und unter dem Weissdorn hatte eine weisse Schlange ihre verborgene Wohnstätte. Wer sich in Besitz der weissen Schlange setzen konnte und wem es gelang, ihr den Kopf abzuschneiden, der musste ihn in ein Gefäss mit Haselöl legen, dann war er im Besitze geheimnisvoller Kräfte, er konnte jedes Schloss öffnen und sich vor Menschenaugen unsichtbar machen. Sogar der Teufel gab ihm den Wechseltaler, der die wunderbare Eigenschaft besitzt, dass er immer wieder nach drei Stunden in die Tasche des Wechselnden zur eingewechselten Münze zurückkehrt. — Dafür hat dann der Besitzer freilich auch allerlei Verpflichtungen zu übernehmen. Allnächtlich in der Geisterstunde hat er das Weisse von einem Ei und eine Raute in das Gefäss zu legen, sonst holt ihn der gänsfüssige schwarze Peterli.

Einmal, es mögen wohl über hundert Jahre seither verflossen sein, arbeitete des Vöglis Lux von Galten mit andern im Schloss zu Bernau. Auf dem Heimweg verkürzten sie sich die Zeit mit allerlei Gespenstergeschichten, und so kamen sie auch auf die Alrune zu sprechen. Lux bemerkte zufällig, nicht weit von seinem Hause sei ein Haselstock mit einem Büschel Misteln, und wenn das Aufsuchen des Galgenmännleins so leicht wäre, so wäre er schon lange ein steinreicher Mann. Diese Worte waren so hingeworfen, und der oder jener mochte sich vielleicht im Stillen etwas dabei gedacht haben, doch schwieg jeder, und die Arbeit machte der Ruhestunde überdies ein Ende. Lux kehrte nach Feierabend nach Hause und hatte das Gespräch schon längst vergessen: Wie er aber am Abend, nach dem Nachtessen, noch ein wenig auf der Ofenbank sass, war er nicht wenig erstaunt, als auf einmal die Stubentüre sich sperrangelweit öffnete und ein wildfremder Mann über die Schwelle trat. Der Fremde war sonderbar gekleidet, Lux glaubte, die Tracht schon auf der andern Seite des Rheines, im Hotzenwald, gesehen zu haben. Er trug einen Hut mit roten Bändern auf den Kopf gestülpt und auf dem Rücken einen grossen Ranzen aus Bärenhaut, in der Hand aber einen mächtigen Stock, dessen Knopf in einem greulichen Schlangenkopf endigte. Lux blickte den Fremden erstaunt an. Dieser aber scharrete mit dem linken Fuss an der Türschwelle, kniete nieder, entblösste das Haupt, grüsste auf die landesübliche Art und sagte dann: «Seid ihr imstande, mir den Haselstrauch mit der Mistel zu zeigen, von dem ihr kürzlich gesprochen habt?» Lux kam die Frage sonderbar vor, doch bejahte er. Da trat der Fremdling enge zu ihm heran und machte ihm im Flüster-tone den Vorschlag, die Alrune gemeinsam zu heben, die Ausgrabung sei seine eigene, die Unterhaltung derselben aber gemeinschaftliche Sache, man bringe sie in eine bleierne, mit Samt ausgefütterte Schachtel, den Kopf gegen Morgen gerichtet und gebe ihr um die Geisterstunde eine Muskatnuss und morgens um halb vier Uhr das Weisse von einem Ei. Der tägliche Ertrag von 1—3 Talern werde um die Mitternachtsstunde aus der Schachtel genommen. Das Männlein könne aber nur eine Manns-person von unter 60 Jahren füttern, dabei müsse er den Kopf gegen Abend kehren, die Beine übereinanderschlagen, ohne ein Wort zu sprechen, sonst sei alle Mühe verloren. — Die Alrune könne übrigens auch verkauft werden, aber nur bis in die fünfte Hand, da sterbe sie und der Teufel hole den letzten Besitzer. — Nach einigem Besinnen fand Lux die Sache doch nicht recht geraten und glaubte, es sei das beste, wenn er dem Schwarzkünstler alles überlasse und mit der Geschichte nichts zu tun habe, doch erbot er sich, ihm den Stock zu zeigen, sofern ihm dabei keine Gefahr drohe.

Die Ausgrabung sollte zwischen 11 und 12 Uhr vorgenommen werden, allein im ganzen Haus war keine Uhr und die einzige im Dorf be-

fand sich in Hansfriedlis Haus. Beide begaben sich also vor diese Wohnung und warteten, bis drinnen die Schwarzwälderuhr elfmal schlug. Dann brachen sie auf nach der Sinzenmatt. Hier zog der Schwarzkünstler murmelnd einen Kreis um den Haselstock, holte aus dem mitgebrachten Ranzen eine Schachtel, stellte diese in die Mitte des Kreises, kniete darauf nieder und murmelte ein paar lateinische Worte. Dann holte er ein kleines Werkzeug hervor, steckte dieses an den Wanderstab und schlug damit dreimal an den Haselstock. Beim ersten Schlag, bemerkte der Fremde, würde ein leises, beim zweiten ein stärkeres Getöse sich hören lassen, beim dritten aber ein fürchterliches Brüllen entstehen, während dessen das Galgenmännlein herauskommen, wie unsinnig im Kreise herumrennen, sich aber schliesslich ruhig in die Schachtel legen werde. Eine Zeitlang blieb Lux zitternd stehen, als aber beim dritten Schlag ein so fürchterliches Tosen und Krachen anfing, lief er, wie von Sinnen, vor Entsetzen davon und liess den Zauberer allein. Was weiter geschehen, bleibt unbekannt.

Einige Jahre später besuchte Lux den Markt in Laufenburg. Plötzlich fiel ihm unter den Marktgängern ein Mann auf. Auch dieser schien Lux zu beachten. Beide begrüssten sich gegenseitig; der Fremde war jener Schwarzkünstler, den Lux im entscheidenden Augenblicke im Stiche gelassen hatte. Gleichwohl gab ihm dieser die versprochene Belohnung, und Lux war reich sein Leben lang.

Hebung des Schatzes auf der Sinzenmatt

Unter dem Haselstrauch auf der Sinzenmatt liegt auch ein grosser Schatz verborgen. Um ihn heben zu können, muss man eine brandschwarze Katze haben, die kein weisses Härtchen zählt, im Zeichen der Zwillinge geboren ist und eine Nacht auf einem Kreuzweg geschlafen hat. Die Hebung kann nur am 1. April stattfinden, um Mitternacht, wobei man die Katze an eine weisse Gerte bindet und kein Sterbenswörtchen spricht. Sobald der Schatz sich sehen lässt, muss er sogleich mit drei Kreuztalern unterlegt werden.

Einige Bürger von Galten unternahmen die Ausgrabung wirklich; bereits konnten sie den Stock auf die Seite heben und sahen schon den Goldhaufen schimmern, da griffen alle gierig nach demselben und liessen den Haselstock frühzeitig fahren, worauf dieser wieder zurück sank und das Geld von neuem bedeckte. Hierauf machten sie das Loch grösser, sahen auch den Schatz ein zweites Mal glänzen und wollten ihn mit den Kreuztalern unterlegen, allein da erhob sich ein sonderbares unterirdisches Geschrei und Getöse, dass sie erschraken und innehielten. Doch fassten sie wieder frischen Mut und griffen beherzt nach den Gold-

stücken. Da züngelte ihnen zischend und feuerspeidend eine weisse Schlange entgegen, sodass alle laut aufschreiend entflohen. Der Schatz aber versank wieder in seine dunkle Tiefe, ohne dass eine Spur davon zurückgeblieben wäre, ausser dem Loch, welches heute noch zu sehen ist.

Hexentänze auf der Sinzenmatt

Vor Zeiten arbeitete einmal der Maurer Marti von Büren in Galten im Taglohn und kehrte nachts spät über die Sinzenmatt nach Hause. Es war spät im Herbst und der Nebel brütete über den Wiesen. Auf einmal blieb der Mann stehen. Aus dem grauen Gewoge schimmerte Licht und ein taghell erleuchteter Palast stand plötzlich da, wo vorher Gebüsch gewesen war. Marti traute seinen Augen kaum. Da vernahm er auch eine wundersam schmeichelnde Musik, dergleichen er noch nie gehört hatte. Unter einem Baum aber erblickte er eine ganze Tanzgesellschaft, die sich in tollem Reigen schwang. Marti verspürte Lust auch mitzutun, da trat auf einmal eine Bekannte zu ihm und lud ihn unter schelmischem Lächeln zu einem Walzer ein. Der Mann entschuldigte sich, er sei müde und nicht im besten Anzug, liess sich aber doch von der munteren Tänzerin nicht lange bitten. Sie führte ihn an einen grossen runden Tisch, an welchem viele Leute sassen, unter denen er auch einige Bekannte entdeckte, die ihn freundlich zum Essen einluden. Marti, müde und hungrig wie er war, liess sich nicht zweimal bitten, sondern setzte sich gleich an den Tisch, wo noch Platz war, und griff wacker zu. Allein der Wein roch nach Rauch und das Fleisch nach Aas. Hierauf tanzte er auch noch einige Walzer und Hopser und sah dann, wie immer mehr Leute herankamen; diese ritten auf Böcken, Ofengabeln und Besen, einer sogar auf einer Ente. «Jetzt wollen wir zum Frühstück», sagte eine bekannte Tänzerin zu Marti, «halte dich fest an meiner Schürze!» Sie setzten sich also miteinander auf eine Ofengabel und ritten durch die Nacht auf eine Wiese in der Gemeinde Wil, wo sie wieder eine Menge Gäste antrafen. Das Frühstück bestand in Wein, Schnaps, Braten und Kuchen. Lustig ging es zu, bis in Mettau die Betzeitglocke ertönte. Da war plötzlich die ganze Gesellschaft verschwunden, und Marti konnte allein und müde nach Büren heimkehren.

Zug der Fraufastenweiber

Alle Vierteljahre kamen vor Zeiten die sogenannten Fraufastenweiber und hielten auf der Sinzenmatt ihr Nachtlager. Sie waren weiss gekleidet, und ihre Männer trugen grosse Stricke und Ketten um den Hals,

die Busse anzeigen. Ein grosser Bube mit einem Bündel schritt voraus, um den Weg zu säubern. Alles entfernte sich, wenn der Zug herankam, welcher wie das wütende Heer in Wil durch eine Scheune, in Gansingen durch des Schnurris Garten, in Galten durch den Schopf des Bruderhofes und in Bütz durch des Stäublis Hausgang zog. Jeder Hausbesitzer gab die drei weissen Almosen, bestehend aus Eiern, Mehl und Butter. Die Fraufastenweiber standen beim Volk in hohem Ansehen als Wahrsagerinnen und Prophetinnen.

Zaubermusik und Geisterschloss auf der Sinzenmatt

Wie die Geister und Hexen, so hatten auch die Träger der Gespenstergeschichten, Zigeuner, Korber und Kesselflicker ihre Lagerplätze auf der Sinzenmatt.

Als einst des Lochbauern Marei im Herbst mit andern Mädchen in das Eichhölzli ging, um Eicheln aufzulesen, war gerade die Zigeunerfamilie Mohr daselbst im Lager. Diese hatte einen Sohn namens Jubitten; wie dieser die Marei sah, gefiel sie ihm, und er knüpfte ein Liebesverhältnis mit dem frischen Naturkinde an und lud sie ein zum Mittagessen unter die Eiche. Dieses bestand in Speck, Ankenrösti und Wein. Marei war erstaunt, so reichgedeckten Tisch bei Landfahrern zu finden, doch Jubitten löste ihr das Rätsel mit der Erklärung, dass seine Alte eine Hexe sei und alles herbeischaffen könne. Sofort erwachte in Marei der lebhafte Wunsch, auch hexen zu können, doch Jubitten gab ihr zu verstehen, dass eben nur Familienglieder diese Kunst erlernen könnten, sie folglich zuerst, mit Einwilligung ihres Vaters, seine Frau werden müsste. Marei missfiel diese Bedingung nicht und der Vater gab gerne seine Zustimmung, denn er hoffte, so selbst noch in seinen alten Tagen der Hexenkunst teilhaftig zu werden, um grossen Reichtum zu erwerben. Sie begaben sich also am Samstag miteinander ins Zigeunerlager und wurden von Jubitten freundlich empfangen. Die Heirat wurde alsbald nach Zigeunerbrauch vollzogen und Marei in der Hexerei noch am gleichen Tag unterrichtet. Man reichte ihr unter vielen Glückwünschen den Hexentrank, setzte ihr das Wünschlhütchen auf, holte Besen und Ofengabel herbei und machte zum Schluss noch in der gleichen Nacht einen Hexenritt. So vergingen fünf Freudenjahre. Da aber reisten Brugger Kaufleute die Strasse über den Bührersteig, und Jubitten griff sie mit seinen verwegenen Gesellen an, wurde jedoch erschlagen und nach stattgehabter Untersuchung unter dem Galgen verscharrt, die Familie Mohr aber auf 101 Jahre aus der Gegend verwiesen. Nur Marei wurde begnadigt und durfte zu ihrem Vater zurückkehren. Die Gemeinde machte hierauf, auf Befehl der Behörden, das Zigeunerlager urbar und reutete den Wald in dieser Gegend aus. Daher kommen die Namen Gemeinde-Rüti, Gräbt-

acker und Langmatt. Später wurden Gräbtacker und Langmatt feilgeboten, allein niemand tat ein Angebot darauf aus Furcht vor den Hexen, nur der Lochbauer selbst bot 5 Schilling darauf und erhielt sie um diesen Spottpreis.

Marei verbreitete nun die gefährliche Hexenkunst in der ganzen Umgebung, bis schliesslich eine der Unglücklichen auf dem Scheiterhaufen büßen musste. Dann verlegte sie den Hexentanz auf ihres Vaters Eigentum, in die obere Ecke der Langmatt, auf eine mächtige Eiche. Bei Nacht war diese wunderbar erleuchtet und glich einem Zauberschloss mit tausend kristallinen Fenstern und durch viel hundert Säle rauschte berausende Zaubermusik.

Das Kriegsjahr 1744 brachte eine Abteilung Panduren nach Gansingen und mit diesen ein bewegtes Leben ins ganze Tal. Einst begleiteten der Feldscherer und der Feldweibel zwei Näherinnen, welche in Gansingen tagsüber auf der Stör gewesen waren, bei Nachtzeit über die Sinzenmatt, heim nach Galten. Bei der Langmatt angekommen, fanden sie das Schloss erleuchtet und hörten eine verlockende Geistermusik. Die Mädchen fürchteten sich, allein der Feldscherer tröstete sie: «Seid ohne Furcht, meine zwei Pistolen werden den Hexen den Tanz schon verleidet». Mit diesen Worten hob er den Arm und feuerte zwei Schüsse auf die Eiche ab. Sofort erlosch die Beleuchtung, die Musik verstummte und stockfinstere Nacht bedeckte die Wege. Die beiden Panduren verirrten sich mit ihren Mädchen und tappten die ganze Nacht auf der Sinzenmatt herum und waren am Morgen auf der Rötelhalde unter einer Buche. Hierauf kehrten sie auf die Sinzenmatt zurück um zu sehen, was die Pistolen angerichtet hätten. Sie fanden unter der Eiche Blutspuren, Schürzen, Brustlatze, Pantoffeln und eine wunderliche Kopfbedeckung mit einem Eichhörnchen als Verzierung. Sie wiesen diese Gegenstände den Ortsvorstehern vor, allein infolge der Kriegsläufe unterblieb eine Untersuchung und da keine Hexentänze mehr abgehalten wurden, wurde die Angelegenheit allmählich vergessen.

Marei hatte aber bei jenem Vorfall einen Streifschuss erhalten und musste das Zimmer hüten. Während dieser Krankheit litt sie viel Durst und molk in der Stube des Schnuribauern Kühe. Dieser hatte schon lange die Marei in Verdacht und prügelte sie bei nächster Gelegenheit so wacker durch, dass sie die Auszehrung bekam und innert Jahresfrist starb.

Der Fall der Hexeneiche

Nach dem Tode der Hexenmutter wurden die nächtlichen Zusammenkünfte immer seltener und in Sämis Au nach Wil verlegt; Langmatt und Aegerten aber wurden vom Gemeinderat an eine Gant gebracht, aber

niemand wagte, den Hexenplatz zu kaufen. Endlich bot des Tonis Bub von Untergalten 100 Gulden auf die Langmatt und wurde wegen dieses Schandangebotes vom Ammann von der Gant fortgejagt, erhielt sie aber doch durch Fürsprache und Vermittlung seiner Base beim Baron Von Roll. Der neue Besitzer wollte nun die Wiese umgraben und die Hexeneiche ausgraben. Aber die besten Aexte, Schaufeln und Hacken wurden an ihren Wurzeln stumpf. Damals lebte in Etzgen ein alter Schmied, der die Kunst verstand, Werkzeuge gegen Hexerei zu härten. Zu dem ging nun des Tonis Bub, erhielt aber den Bescheid, er solle am 1. April wieder kommen, denn vorher müsse eine brandschwarze Katze ohne ein weisses Härtchen drei Tage in der Schmiede geschlafen haben, und die geschmiedeten Werkzeuge sollten noch 4 Stunden im heissen Wasser gesotten werden. Vor Sonnenaufgang solle er sie dann holen, einen Kreuztaler, ohne ein Wort zu sprechen, in den Löschtrog legen, ohne sich umzuwenden sich so rasch wie möglich entfernen und dann getrost am Mittwoch vor Sonnenaufgang mit der Ausgrabung beginnen.

Am bestimmten Tag ging Toni hin, die Axt war gut, durchhieb mit mächtigen Streichen die knorriigen Wurzeln, und am Abend konnte die Eiche bewegt werden, ohne aber fallen zu wollen. Angst befiehl Toni, denn die Eiche schien sich immer auf die Seite zu neigen, wo er stand, er mochte hinstehen, wo er wollte. Als aber endlich beim Klang der Betzeitglocke in Gansingen, ein unterirdisches Getöse sich vernehmen liess, eilte Toni erschrocken Galten zu und überliess die verfluchte Hexeneiche ihrem Schicksal. Vier Wochen lag er krank darnieder und sah in seinen Phantasien die Zaubereiche schwanken, aber am 7. Tag erhab sich ein schrecklicher Sturmwind und stürzte in der Nacht den riesigen Baum unter furchtbarem Krachen in die Tiefe. Seither hörten die Hexentänze ganz auf.

Die undurchdringliche Hecke auf der Sinzenmatt

Als einst ein Bursche aus Büren von einem Kiltgang in Unter-Galten nachts 11 Uhr über die Sinzenmatt heimkehrte, sah er auf einmal ein dichtes Gebüsch wie eine undurchdringliche Hecke vor Augen. Die ganze Nacht lief er derselben entlang, auf und nieder, um einen Durchgang zu finden, umsonst. Bei Tagesanbruch befand er sich in der Nähe des Dorfes Gansingen, wo ein dreibeiniger Hase die Wanderer in die Irre führt.

Ein anderer, ein Bürger von Galten, war auf dem Heimweg von Remigen. Wie er auf die Sinzenmatt kam, trat ihm ein so dichter Nebel entgegen, dass er die ganze Nacht umherirrte, ohne einen Ausweg zu finden. Am Morgen befand er sich auf der Galtener Zelg.

Gekürzt und bearbeitet nach Bi. 61.

Der dreibeinige Hase in Ober-Büren

Am helllichten Tage sah der Wagner in Ober-Büren einst einen Hasen, der auf drei Beinen lustig um ihn herumhüpfte. Der Mann, dem ein Geruch von Hasenpfeffer durch die Nase strich, warf die rotglühende Eisenstange, die er gerade bei der Hand hielt, nach ihm. Im selben Augenblick rief ihm ein Nachbar aus dem Läuferlein zu: «Um Gotteswillen, lass den Hasen, sonst passiert dir ein Unglück.» Wie sich der Wagner umwandte, war der Hase verschwunden. Lange suchte er nachher sein Eisen, er fand es nicht mehr.

Dieser Hase trieb sich im Oberdorf zu Büren früher häufig herum, in vielen Ställen richtete er allerlei Unfug und Unglück an und neckte gern Unerfahrene.

Ein rüstiger Bursche ging im Heuet um vier Uhr auf eine Wiese, um zu mähen. Wie er vom Weg auf das Grundstück einbog, hüpfte der Hase auf ihn zu. Der Bursche schlug mit der Sense nach dem kampflustigen Tier. Dieses sprang übermütig in die Höhe, über die Sense, und floh. Kaum hatte der Mähder aber einige Schritte getan, so stellte sich ihm der Hase von neuem in den Weg. Wiederum griff jener zur Sense, worauf das Untier sich schliesslich entfernte und auf einmal verschwunden war. Im gleichen Augenblick erhob sich aber ein so schreckliches Tosen, Bersten und Krachen, als ob das ganze Tal zusammenstürzen wollte, und als der junge Mann auf seine Wiese kam und mit seiner Sense zum Schwung ansetzte, war diese stumpf und verdorben, und alles Wetzen und Fluchen nützte nichts.

Als einst in der Ledergasse zu Gansingen (dieser Ort soll früher Jahrmärkte gehabt haben) ein Knabe gestorben war, kamen am Abend die Nachbarn und Verwandten zur Totenwache, um an der Bahre für die Seelenruhe des Verstorbenen zu beten. Es war aber gerade Sommerszeit und heiss, und da setzten sich die Betenden vor das Haus, um die kommende Abendkühle zu geniessen. Wie sie so andächtig den Rosenkranz durch die Finger gleiten liessen, sprang auf einmal der dreibeinige Hase unter sie. Natürlich hatte das Beten einstweilen ein Ende. Jedermann haschte nach dem drolligen Tier. Doch dieses hüpfte neckisch vor das Haus einer Nachbarin, welche gerade vor der Türe sass, machte possierlich das Männchen und verschwand plötzlich unter so grossem Getöse, als ob sich die Erde aufgetan und es in ihr versunken sei.

Der Geisterhase erschien aber nicht immer in der gleichen Gestalt, bisweilen liebte er es, sich als dreibeiniges Reh zu zeigen. Einst kam er lechzend und aus dem Munde schäumend, als ob er vom Durst gequält und von Hunden gejagt sei, und trank aus dem Brunnentrog. Die Bauern wuschen nun den Trog sorgfältig aus und hüteten sich, ihr Vieh daran zu tränken bis zur Fronfastenzeit. Dann liessen sie sich einen Kapuziner

aus Laufenburg kommen, der den Brunnen von neuem einsegnete und weihte.

Als die Panduren in Gansingen und Büren einquartiert waren, kamen einst auch zwei Soldaten von Gansingen nach Büren herauf, als eben der dreibeinige Hase aus einem Stall sprang. Die Hunde griffen ihn sogleich an, doch dieser setzte sich, gar nicht nach Hasenart, zur Wehr. Die Tiere balgten und bissen sich herum, bis der Hase plötzlich verschwand, ohne dass die Männer, welche zuschauten, begreifen konnten, wohin er gegangen war. Das Merkwürdige aber war, dass kein einziger Hund aus dem Raufhandel auch nur die geringste Wunde davontrug.

Gekürzt nach Bi. 73.

Das Strohseil

Wiss gnappet mit em Schwanz,
Verkündet dur si G'schrei de Lüthe Furcht und Schräcken.

Die Elster nistet auf Donars Bäumen, ihr Geschrei ist unheilverkündend, deshalb sagt schon der Volksreim in Kaisten:

Aegerste, du Rätsch,
die Mueter isch e Häx!
Was mi agoht, soll di agoh,
Aegerste, du Häx.

Ein Man in Büren hatte nahe bei seinem Hause einen Nussbaum, auf welchem diese unheimlichen Vögel ihr Nest gebaut hatten. Ihres ewigen Krächzens müde, fragte er einen Schwarzkünstler um Rat, wie er diese unangenehmen Nachbarn ungeschadet vertreiben könne. Der Zauberer riet ihm, ein Strohband zusammenzuflechten, dieses ins Kamin zu hängen, mit Wacholderstauden zu räuchern, und dann früh morgens vor Sonnenaufgang um den Nussbaum zu binden. Innert drei Tagen werden dann die Elstern den Baum verlassen. Der Mann befolgte den Rat getreulich, doch kaum hatte er das Strohseil um den Baum gebunden, so fingen die Vögel ein grosses Gerätsch an. Ein Sturmwind fegte über das Tal und deckte das ganze Strohdach ab.

Nach Bi. 75.

Der Tannhuper im Grünschholz

Das Grünschholz liegt zwischen Galten und Bütz. In diesem Walde treibt ein ungeheurer Tannhuper sein Unwesen. Hup! hup! rufend schreckt er nächtlich betrunkene Wanderer und erscheint bald in Gestalt eines kleinen Männchens oder eines Vogels, bald als Esel mit feurigen Augen.

Einst kehrten zwei Schneider von Galten, welche in Bütz gearbeitet und wohl auch mehr als ein Gläschen Branntwein zu viel getrunken hatten, nachts 11 Uhr nach Hause. Schon von weitem hörten sie das Hup! hup! des unheimlichen Gastes, aber der Branntwein hatte ihren Schneidermut gehoben, und sie verlachten den einfältigen Huper. Der aber stand plötzlich vor ihnen, ergriff den einen mit den Klauen, zerkratzte ihm tüchtig das Gesicht und trug ihn auf den Guglihügel, wo er ihn unter der Linde absetzte. Dort musste der gute Schneider warten, bis in der Morgendämmerung die Betzeitglocke von Sulz ertönte, und er anfing, den Englischen Gruss zu beten. Da kam er erst zur Besinnung und kehrte heim. Sein Gefährte dagegen war nach Galten gerannt und hatte Lärm gemacht, allein niemand wollte zur Rettung des Schneiders ausziehen, sondern jeder legte sich wieder aufs andere Ohr und schlief weiter.

Ein andermal wollte ein Dachdecker von Bütz abends durch das gefürchtete Grünschholz nach Galten heimkehren und sah da, beim schmalen Stegli, den Huper auf einem Tannstrunk stehen; unheimliches Feuer strahlte aus seinen Glühaugen, und hup, hup! schrie seine heisere Stimme. Der Dachdecker eilte nach Bütz zurück und kehrte erst am dritten Tag, und zwar am hellichten Morgen und auf einem anderen Weg heim nach Galten.

Dieser Dachdecker war indessen noch nicht der letzte, der vom Tannhuper geängstigt wurde. Einst sassen zu Rheinsulz fünf handfeste Gansinger etwas lange am Wirtstisch, es war noch unter österreichischer Herrschaft, und sie hatten an der Verbesserung der Strasse im Frondienst gearbeitet. So kamen sie ziemlich spät, mutwillig und über den Tannhuper spöttelnd, ins Grünschholz. Auf einmal liess sich das schauerliche Hup, hup! hören, so dass mancher, trotz des Weines, etwas stiller wurde. Als nun aber der Hupper gar näherkam und sie mit seinen Feueraugen anglotzte, warfen sie Schaufel und Pickel von der Schulter und flohen nach allen Seiten auseinander. So fanden sie Zeit, das Räuschlein zu verlaufen, denn sie verirrten sich alle im Wald. Die Werkzeuge aber blieben verloren und man glaubte allgemein, der Tannhuper hätte sie gefressen.

Früher wurde Gansingen durch einen Vogt und 12 Richter regiert. Einer dieser Richter musste einst auch Geschäfte halber nach Laufenburg, und er konnte erst nachts den Rückweg nach Büren wieder antreten. Unglücklicherweise verirrte er sich, obwohl er den Weg recht gut kannte, und als er ins Grünschholz kam, zum Kaibengraben, tönte ihm schon das gefürchtete Hup, hup! entgegen. Erschrocken kam der Richter bis zu einem gewissen Baum, da sass der Tannhuper als Esel und rief: «Hup, hup! Halt Richter, du bist der Rechte, der mir in die Klauen kommt.» Zwar gelang es dem Richter zu entfliehen, und er eilte Büren zu. Als er aber auf die Sinzenmatte kam, sah er die Hexeneiche

schlossähnlich erleuchtet, und in der zu schimmernden Sälen verwandelten Krone rauschte wahre Zauberamusik. Ausser Atem eilte der von neuem erschreckte Richter der Galgenmatt zu. Wie er sich aber einen Augenblick umsah, rollten ihm drei volle Laubsäcke auf dem Fusse nach. In seiner Todesangst merkte er nicht, wie er den Weg nach seinem Hause verfehlte, sondern rannte der Winterhalde zu. Als er endlich auf der Höhe ankam, waren die Laubsäcke zurückgeblieben, und aufatmend sagte er: «Gottlob, den Berg hinauf haben sie nicht Schritt halten können.» Noch war aber seine Irrfahrt nicht zu Ende. Er schweifte von da an im Lichtholz und auf dem Horn herum, kam in die alte Steinschanze und ruhte endlich todmüd auf dem Stockacker aus, bis ihm die Morgensonne ins blasse Antlitz lachte und ihm auf den Heimweg leuchtete.

Der Tannhuper war übrigens ein tüchtiger Bannwart, den die Holzfrevler fürchteten; mancher hatte schon seine Axt an eine schöne Eiche oder Tanne gelegt und floh entsetzt, wenn der feueräugige Tannhuper erschien. So kam es, dass selbst die Ortsbehörde sich scheute, in diesem Walde Holz schlagen zu lassen, so dass mit den Jahren ein prächtiger Forst entstand, mit riesigen Tannen- und Eichenstämmen, der dann in Zeiten der Not, als im Jahre 1829 fast ganz Galten abbrannte, trotz des Tannhupers, das Holz zum Wiederaufbau lieferte. Gekürzt nach Bi. 52.

Der grosse Ziegenbock bei Büren

Der Verbindungspfad zwischen Gansingen und Büren war früher ein schmaler Fussweg und führte längs dem dort ins Tal hinabmurmelnden Dorfbach. Nur bei einem kleinen Stück Hanf- oder Bündtland, wo der Bach einen Bogen macht, entfernte sich der Pfad und führte quer durch das Land hindurch, bis er nach etwa zwanzig Schritten bei einem Gatter, der den Eingang in jenes Landstück verschloss, ausmündete und auf der andern Seite das Bachbord weiterbegleitete.

Dieser Bach- und Flusspfad diente einem zottelhaarigen, grossen schwarzen Ziegenbock zu seinen gewöhnlichen Spaziergängen, um unter dieser oder jener Form die Talbewohner zu schrecken. Bald erschien er in der Gestalt eines Pferdes oder Esels, bald als Eber mit Feueraugen oder als Schwein vor einen kleinen Wagen gespannt; bisweilen wurde er auch als riesiger Mann gesehen.

Er hatte verschiedene Lieblingsplätze. Besonders gern verweilte er im Oberdorf zu Gansingen unter einer grossen Eiche nahe bei des Stolzen Haus und ging dann von da bis zu einem Hanfland hinab, wo er unter dem Steg einen Sitz suchte. Nicht minder gern hielt er sich in des Schupsen Matten unter den Weisstannen in Unterbüren auf. Trat Sturm und Ungewitter ein, begab er sich in die sogenannte Vorhölle, eine Häusergruppe zwischen Ober- und Niederbüren, zum grossen Steg und unter

die grossen Linden, in den Elendsmatten. Hier trieb er sein Unwesen so arg, dass sogar der Bauer Josef Knecht sein Haus verkaufte und nach Unter-Büren zog.

Zur Sommerszeit weidete der Bock auf des Klausen Matte, und niemand wagte, auf derselben Gras oder Heu zu sammeln, aus Furcht, von dem ungestümen Bocke angegriffen oder vertrieben zu werden, wie es drei Husaren aus dem Regemente Fürst Lichtenstein erging, welche in Gansingen einquartiert waren und der Warnung zum Trotz ihre Pferde hier weiden liessen. Sogleich erschien der Bock in Gestalt eines riesigen Mannes, mit einem Wispen (Bindbaum) in den Händen, und drang auf die frechen Eindringlinge ein, und diese, welche schon manchem Feind furchtlos ins Auge geblickt hatten, suchten rasch das Weite und waren froh, mit heiler Haut davongekommen zu sein.

Einst führte ein Bauer von Büren dem dortigen Steinhauermeister einen Wagen voll Steine nach dem Schloss Bernau; beide Männer kehrten am Abend nach Büren zurück. Als sie bei jenem Hanfland ankamen, hörten sie ein sonderbares Getöse und erhielten beide zugleich einen so furchtbaren Stoss, dass beide etwa zwanzig Schritt vorwärtstaumelten und der Meister sogar in den Bach fiel. Der andere wollte ihm helfen, fiel aber selbst hinein, und beide mussten nun den Bach hinaufwaten bis nach Büren, wo ihnen der alte Müller Stephen endlich herauhalf. Viele Schnitter, die in der an den Bach angrenzenden Zelg Korn schnitten, liessen die Sichel ruhen und schauten verwundert diesem seltsamen Schauspiel zu.

Die Weisstannen, wo sich der Bock am liebsten aufhielt, waren schon uralt und schon über 200 Jahre in gleicher Grösse dagestanden. Elstern bauten in den düstern Kronen ihre Nester und schreckten durch ihr Ge- schrei die umwohnenden Leute. Anfangs des letzten Jahrhunderts wagte endlich ein Besitzer, die Tannen umzuhauen. Sie fielen, vergebens be- mühte man sich mit drei Stieren, die mächtigen Stämme fortzuschleppen. Man musste erst den grossen, starken Fleck von Büren holen, den besten Farren im Tal, und dann erst gelang es, die ehrwürdigen Tannen vom Platz zu schleppen und nach Gansingen zu führen. Seither ist auch der Geist nie mehr gesehen worden.

Gekürzt nach Bi. 73.